



Leseprobe

Peter Merseburger

Willy Brandt

1913-1992. Visionär und Realist

»Merseburgers Biographie ist so etwas wie eine kritische Hommage an einen großen Politiker.« *Badische Zeitung*, 14.12.2013

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 928

Erscheinungstermin: 14. Oktober 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Das Standardwerk zu Willy Brandt

Es gibt keinen deutschen Kanzler, dessen Regierungszeit so voller dramatischer Wendungen war – vom gescheiterten Misstrauensvotum gegen ihn über den folgenden größten Wahlerfolg der SPD, die umkämpfte Ostpolitik, den Friedensnobelpreis bis zur Spionageaffäre, die ihn zum Rücktritt veranlasste. Er war ein charismatischer Visionär und ein pragmatischer Realist, ein Mensch mit Schwächen und einer der wenigen, die in der Politik moralische Maßstäbe gesetzt haben.

Peter Merseburger hat alle zugänglichen Quellen ausgewertet und mit vielen Zeitgenossen gesprochen – eine einfühlsame und detaillierte Biographie.



Autor

Peter Merseburger

Peter Merseburger (1928-2022) war Journalist bei verschiedenen Tageszeitungen, 1960 bis 1965 Redakteur und Korrespondent beim SPIEGEL, moderierte ab 1967 »Panorama«, wurde 1969 TV-Chefredakteur des NDR und leitete danach die ARD-Studios in Washington, London und Ost-Berlin. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher, darunter der Longseller »Mythos Weimar. Zwischen Geist und Macht«. Seine Biographie Willy Brandts wurde 2003 mit dem Deutschen Bücherpreis ausgezeichnet. Zuletzt erschien seine Autobiographie »Aufbruch ins

Peter Merseburger

Willy Brandt

1913 – 1992

Visionär und Realist

Pantheon

INHALT

Vorwort

7

MUTTERSTADT LÜBECK

Proletarische Prägungen

13

NORWEGISCHE SPUREN

Abkehr vom Dogmatismus

57

ERSTE LEHR- UND WANDERJAHRE

Oslo, Berlin, Paris

88

IM SPANISCHEN BÜRGERKRIEG

Kampf mit publizistischen Mitteln

126

ALS DEUTSCH-NORWEGER IN SCHWEDEN

Mitarbeit in der »Kleinen Internationale«

172

DER SOZIALIST MIT DEN ZWEI VATERLÄNDERN

Entscheidung für Deutschland

222

IM AUFTRAG DER PARTEIFÜHRUNG

SPD-»Botschafter« beim Alliierten Kontrollrat

270

MACHTKAMPF AN DER SPREE

Ernst Reuters junger Mann setzt sich durch

299

INHALT

AUFSTIEG DES AUSSENSEITERS

Der Regierende Bürgermeister wird Kanzlerkandidat

343

DER MAUERBAU

Brandts große Stunde der Bewährung

396

DIE REALITÄT ALS LEHRMEISTER

Wandel durch Annäherung

430

DIE BUNDESREPUBLIK IM UMBRUCH

Außenminister in der Großen Koalition

486

MACHTWECHSEL AM RHEIN

Willy Brandt im Palais Schaumburg

578

KANZLER IN DER KRISE

Wehner, Guillaume und der Rücktritt

657

VIERTE KARRIERE

Comeback als *elder statesman*

739

... WAS ZUSAMMENGEHÖRT

Am Ende die Einheit

804

ANHANG

Dank 863

Anmerkungen 867

Auswahlbibliographie 911

Bildnachweis 914

Namenregister 915

VORWORT

Gegen Ende seines Lebens stand seine persönliche und politische Autorität beinahe über den Parteien, auch die einstigen Gegner zollten seiner politischen Leistung Bewunderung und Respekt. Die Nation ehrte den großen Verstorbenen mit einem Staatsakt, wie es ihn im Reichstag zu Berlin zuvor nur für Walter Rathenau und Gustav Stresemann gegeben hatte. Und doch sollte kein noch so großer Abschied mit Trommelwirbel und militärischem Zeremoniell vergessen machen, wie sehr dieser Willy Brandt als deutscher Kanzler und Parteiführer umstritten war. Adenauer haben die Deutschen respektiert, Willy Brandt aber polarisierte wie kein anderer Politiker, ausgenommen vielleicht Franz Josef Strauß. Er wurde gehaßt, aber auch geliebt – schon um seiner Schwächen willen, die ihn den Menschen näherrückten.

Mit keinem Namen der Nachkriegszeit ist soviel Hoffnung auf moralische Erneuerung der Politik, auf mehr Demokratie und soziale Gerechtigkeit verbunden wie mit dem Willy Brandts. Er war Idol und Hoffnungsträger der deutschen Linken bis tief in das aufgeklärte Bürgertum hinein, und er hat die Generation der Achtundsechziger mit ihrem Land versöhnt. Doch wie kein anderer wurde er von der deutschen Rechten gnadenlos gejagt und verleumdet – als Linksozialist, der sich für die Sache der spanischen Republik engagierte, als Emigrant und »Vaterlandsverräter«, der norwegische Uniform getragen hat, als Verfasser zahlreicher Bücher, die sich kritisch mit dem nationalsozialistischen Deutschland auseinandersetzten. Doch die Ironie der Geschichte wollte es, daß Willy Brandt gerade wegen der Anfeindungen gegen seine frühe Biographie, einem dialektischen Prozeß ähnlich, an Bedeutung gewann: Je heftiger und verbissener die deutsche Rechte das unehelich geborene Proletarierkind Herbert Frahm als ehemals linken Revolutionär

anfeindete, desto klarer wurden seine politischen Konturen, desto deutlicher wuchs er zur politischen Gegenfigur der Adenauerschen Obrigkeitsdemokratie heran.

Seine historische Leistung für die Deutschen ist unbestritten und nur derjenigen Konrad Adenauers vor ihm und der Helmut Kohls nach ihm vergleichbar: Versöhnte Adenauer den freien Teil Deutschlands mit dem Westen, schlug Brandt Brücken nach Osten. Verankerte der eine die Bundesrepublik fest im Europa der Integration und der Atlantischen Allianz, streckte der andere die Hand zur Versöhnung nach Osten aus. Erst Brandts Vertragspolitik gegenüber Polen und der Sowjetunion machte die Bundesrepublik zum Partner, der nach allen Seiten voll handlungsfähig war, erst mit seinem Eintritt in die Vereinten Nationen spielte Bonn in der internationalen Liga mit und gewann an Gewicht.

Der politische Realist Brandt anerkannte die Lage, wie sie ist, um politischen Spielraum und Freiheit des Manövrierens zu gewinnen. Seine Politik der Entspannung baute Feindbilder ab und trug dazu bei, den Prozeß der deutschen Einigung zu ermöglichen, den Helmut Kohl dann zusammen mit Hans-Dietrich Genscher steuerte. All das sichert Willy Brandt einen Platz in den Büchern der deutschen Nachkriegsgeschichte. Doch mit seinem Namen verbindet sich mehr: Er brauchte Macht wie jeder Politiker, der gestalten will, aber Macht war ihm nicht alles, er klammerte sich nicht an sie und setzte, wie sein Rücktritt zeigt, mit dieser Haltung moralische Maßstäbe. Es gelang ihm, die Kluft zwischen Geist und Macht zu verringern, indem er Intellektuelle, Dichter und Künstler an sich band. Er hatte, wie Günter Grass einmal treffend bemerkt, die seltene Gabe, Zukunft näher heranzurücken, schemenhafte Hoffnungen und Gefährdungen zu konturieren. Das machte den Realisten zum Visionär, der den tristen Alltag mit klaren Zielsetzungen aufhellen konnte. Damit kam er, der soviel Distanz hielt zu den Einzelnen, den Vielen nahe – was einen großen Teil der Massenwirksamkeit des Ausnahmepolitikers Willy Brandt erklären mag. Doch lauerten darin auch Gefahren: Indem er die Sehnsüchte und Wünsche der Vielen auf sich vereinen konnte, schuf er einen Erwartungshorizont, dem seine eigene Regierung schließlich nicht gerecht wurde.

Sein Aufstieg verlief nicht gerade, sondern in Kurven und Kehren, sein Weg nach oben war voller Kämpfe, in denen ihm Wunden

geschlagen wurden, die nur schwer vernarbt. Seine politische Biographie ist voller Dramen – man denke nur an den gescheiterten Kanzlersturz durch das Mißtrauensvotum und die Spionageaffäre Guillaume. Oberflächlich betrachtet, mögen die politischen Positionen, die er im Laufe seines Lebens bezog, widersprüchlich erscheinen: linksrevolutionär in der Jugend, langsame Wandlung zum demokratischen Sozialisten in der skandinavischen Emigration, Kalter Krieger in Berlin, Kanzler der Versöhnung mit dem Osten in Bonn und Friedensnobelpreisträger, Begründer der deutschen Zweistaatlichkeit und, am Ende seines politischen Lebens, dann wieder energischer Fürsprecher einer schnellen deutschen Vereinigung.

Bedenkt man freilich, daß der überzeugte Gegner des Nationalsozialismus bereits als 19jähriger das Land verließ, erklärt sich manche dieser Wendungen als Lernprozeß, und spätestens seit der Berliner Zeit folgen die Positionswechsel einer inneren Logik, auch wenn die Spätphase nicht frei von Irrtümern bleibt. Er war ein Mann der vielen Abschiede und Anfänge, ein Politiker mit hochentwickeltem Gespür für den Zeitgeist, und er scheute den Positionswechsel nicht, wenn Einsicht in die veränderte Lage dies gebot. Viel zu intelligent, eine Sache nicht von allen Seiten zu betrachten, empfand er es nicht als Schwäche, sondern als Stärke, einen als falsch erkannten Kurs rechtzeitig zu korrigieren.

Brandt verkörperte – rar in deutschen Landen – ein Stück ungebrochener Freiheitstradition, die vom Lübeck der frühen dreißiger Jahre über den Kampf gegen die Nationalsozialisten und die Emigration bis hin zur Verteidigung West-Berlins gegen Stalinisten und Realsozialisten reicht. Unvergessen bleibt, wie kraftvoll, aber geschickt der Regierende Bürgermeister von Berlin im Kalten Krieg die Interessen dieser umzingelten, belagerten, von Chruschtschow ultimativ bedrohten Stadt auf der internationalen Bühne vertrat; unvergessen auch das Charisma, das er hier erstmals entwickelte, als es galt, die Bürger vom Sturm auf das Brandenburger Tor abzuhalten oder den zweieinhalb Millionen Berlinern nach dem Bau der Mauer den Mut zum Ausharren zu vermitteln.

Das Jahrzehnt der großen Berlin-Krise war seine Bewährungsprobe, in dieser Zeit gewann er nicht nur nationale, sondern auch internationale Statur und wuchs zu einer Art natürlichem Gegenaußenminister, wenn nicht Gegenkanzler der Bundesrepublik heran.

Die Berliner Erfahrung, das Scheitern der bisherigen Deutschlandpolitik, demonstriert durch den Mauerbau, wurde prägend für Willy Brandt: Seither kämpfte er gegen die große Doppelillusion der deutschen Nachkriegsgeschichte an – die von der kurzen Dauer der Teilung, aber auch gegen die Illusion vom Provisorium, vom Übergangscharakter der Bundesrepublik. Bewußt forderte er, praktisch als Gegenstück zu seiner Politik eines *modus vivendi*, der Anerkennung eines zweiten deutschen Staates, die Selbstanerkennung der Bundesrepublik durch ihre Bürger. Damit griff er eine Forderung des Historikers Waldemar Besson auf, nach dem das international vielfach verflochtene Gemeinwesen namens Bundesrepublik die Identität von Staat und Staatsvolk brauchte, wenn es eine Chance des Bestehens haben sollte.

Als die freie Selbstbestimmung der Deutschen in weiten Fernen zu liegen schien, in einer Zeit, als auch die Regierung Helmut Kohl sich in den von Brandt verlegten Gleisen seiner Ostpolitik bewegte und Erich Honecker in Bonn empfing, nannte er die Wiedervereinigung einmal die »Lebenslüge« der zweiten Republik. Mit ihren Sonntagsreden über die deutsche Einheit wolle die offizielle Bonner Politik nur verschleiern, daß die von ihr betriebene, immer festere Verflechtung mit dem Westen ebendiese Vereinigung immer unerreichbarer mache. Aber den Begriff der Nation wie den der Selbstbestimmung schrieb Willy Brandt damit nicht ab, im Gegenteil: Seine »kleinen Schritte« in Berlin, wie später die Ostpolitik, zielten darauf, die Spaltung, wenn sie sich schon nicht beseitigen ließ, doch wenigstens erträglich zu machen. Er wollte, daß die Deutschen wieder zueinanderkommen könnten, in der Hoffnung, daß so das Bewußtsein der einen Nation lebendig bliebe – bis hin zu dem Tag, an dem sich die Einheit wiedergewinnen ließe. Als dieser Tag durch Gorbatschows Neues Denken und die friedliche Revolution im Osten dann plötzlich greifbar nahe schien, war er einer der ersten, der darauf drang, die historische Chance zu nutzen – im Gegensatz zur Generation seiner »Enkel« in der eigenen Partei, mit der er sich in dieser Frage überwarf.

Eine »sozialdemokratische Jahrhundertgestalt« nannte ihn Hans-Peter Schwarz, weil er alle Epochen des zwanzigsten Jahrhunderts durchlebte – die Weimarer Republik, die Zeit des Nationalsozialismus, die deutsche Spaltung und schließlich den Prozeß der deut-

VORWORT

schen Einigung. Selbst die Epoche August Bebels und der kaiserlichen Sozialdemokratie war in Brandt noch präsent, weil der Großvater seinem Enkel von den Bebelschen Entwürfen einer utopischen Welt gesprochen und die naiven frühsozialistischen Bilder einer besseren Gesellschaft im Bewußtsein des Heranwachsenden ihren festen Platz gefunden hatten. Dem Vaterlosen, der ohne normales Familienleben aufwuchs, war die Partei stets ein wichtiges Stück Heimat.

Willy Brandt stand mit seiner Person gegen die beiden Totalitarismen, die Verantwortung für die großen Tragödien und Massenmorde des letzten Jahrhunderts tragen. In eine Gesellschaft, die keine existentiellen Herausforderungen durch Diktaturen kennt, in der Anpasser und blasse Manager im grauen Flanell das Sagen haben, die Politik der Parteien sich nur zu oft nach den letzten Umfrageergebnissen definiert, ragte der späte Willy Brandt zuletzt hinein wie politisches Urgestein.

MUTTERSTADT LÜBECK

Proletarische Prägungen

Es gibt schwierige Vaterländer, aber auch schwierige Vaterstädte. Genau besehen, war Lübeck, wo Willy Brandt aufwuchs, nicht seine Vater-, sondern seine Mutterstadt. Mit dem Lübeck der Senatorenöhne Mann hatte die Stadt an der Trave wenig gemein. Als er in den engen Gassen mit dem Kopfsteinpflaster herumtollte, hieß er Herbert Karl Frahm, und einen Heiligabend wie im Hause Buddenbrook, ein Fest mit A-cappella-Gesang, Lesung aus der Weihnachtsgeschichte des Lukas, mit duftendem, lammetabehangenem Tannenbaum und holzgeschnitzten Figuren in der Krippe, ein derart stimmungsvolles Familientreffen, zu dem Kaviar und Champagner, Gänseleber und Rehrücken gereicht wurden, hat der später einmal Regierende Bürgermeister von Berlin und deutsche Bundeskanzler in seiner Jugend nie kennengelernt.

Für Thomas Mann, dieses »Urenkelkind deutsch-bürgerlicher Kultur«, war Lübeck hanseatisch und patrizisch geprägt, von Kaufleuten des Heiligen Römischen Reichs, die weltoffen und seefahrend Handel trieben weit über die Ostsee hinaus.¹ Dagegen war die Lübecker Prägung, die Willy Brandt erhielt, jene der sozialdemokratischen Subkultur, die sich überall im Reich abseits der bürgerlichen entfaltete – als Alternative und Vorbereitung auf eine Zukunft ohne Stände, ohne Klassen und ohne die überkommene Staatsorganisation, als Hoffnung auf eine neue Ordnung, deren Umrisse freilich vage waren.

Vermögende Patrizier wie die Manns und ihre Vorrechte würde es in dieser künftigen Welt nicht mehr geben. Gerechtigkeit würde herrschen, Geld überflüssig werden, der Mensch dem Menschen nicht länger Wolf sein, soviel war gewiß. Man lebte in der Erwartung des großen Kladderadatschs, des Zusammenbruchs des kapitalistischen Systems, den der Arbeiterkaiser August Bebel un-

ermüdlieh prophezeit hatte. Daß es dieser Vision für die Zukunft an Konkretheit mangelte, verlieh ihr den Charakter der Verheißung und stärkte eher die Glaubenskraft derer, die sich von dieser neuen Welt Trost und Aufbruch zu neuen Ufern erwarteten. Für seinen Großvater, meint Willy Brandt einmal, sei der Sozialismus eine Art Religion gewesen.² Auch seine Mutter gehörte zur Millio-nenschar der Hoffenden.

August Bebel, die große Gegenfigur zu Bismarck und später zum Kaiser, der unbestrittene Vorkriegsführer der deutschen Sozialdemokratie, dessen Bild in jeder sozialdemokratischen Wohnstube hing, verehrt als Idol »mit dem guten Blick und dem väterlichen weißen Bart«³, starb im selben Jahr 1913, in dem Willy Brandt geboren wurde. Anders als viele sozialdemokratische Führer, die aus dem Bürgertum zur Arbeiterbewegung stießen – Wilhelm Liebknecht etwa oder Ferdinand Lassalle, Ernst Reuter oder Kurt Schumacher –, ist Willy Brandt eindeutig proletarischer Herkunft. Weil der Großvater Ludwig Frahm und die Mutter Martha Frahm mehr waren als nominelle Mitglieder der Partei Bebels, wird er in den Sozialismus buchstäblich hineingeboren und mit der Milch sozialdemokratischer Denkweise großgezogen.

Als uneheliches Kind einer proletarischen Mutter auf die Welt gekommen, ist er gleich doppelt unterprivilegiert. Heute, da viele Mütter ihre Kinder allein erziehen und uneheliche Geburt kein Makel ist, muß nachgerade unverständlich erscheinen, daß Christdemokraten, auch ihr Kanzler Konrad Adenauer, in Wahlkämpfen den Gegner Brandt bei den Wahlbürgern als einen unehelich Geborenen zu diffamieren suchten. Noch 1972 sah sich Heinrich Böll veranlaßt, den um die Wiederwahl kämpfenden ersten sozialdemokratischen Kanzler der Bundesrepublik gegen den »Urmakel« der unehelichen Geburt, jene »idiotische Urerbsünde der bürgerlichen Welt«, bei bürgerlich-katholischen Wählern zu verteidigen. Böll sprach in diesem Zusammenhang von geradezu »wütender, haßgetränkter Abneigung«, die Brandt entgegenschlage.⁴ Als der Dichter dies schrieb, war aus Herbert Frahm längst der Mann mit dem Kampfnamen Willy Brandt geworden, und dieser hatte einen weiten Weg zurückgelegt – heraus aus den schmalen Gassen Lübecks, die Eierschalen eines engstirnigen, linken Sektierertums abstreifend, sich langsam, aber beharrlich zur Welt öffnend und ihren

widrigen Realitäten stellend, die so gar nicht den alten Dogmen entsprechen wollten.

Diesem Willy Brandt wird wahrlich nichts geschenkt. Als junger Emigrant muß er sich in der norwegischen Fremde durchsetzen; als Illegaler geht er für ein halbes Jahr nach Berlin, um eine Widerstandsgruppe zu reorganisieren – beides wird ihn in einer Bundesrepublik, in der in den Reihen der Rechten bis tief in die siebziger Jahre noch deutschnationaler Geist wabert, üblen Verdächtigungen und Verleumdungen aussetzen. Seine Karriere in der nach dem Krieg zunächst ganz von Kurt Schumacher geprägten Sozialdemokratie ist beschwerlich und folgt nicht immer einer geraden Linie. Brandts Aufstieg ist der eines aus Fehlern Lernenden, er steckt voller Rückschläge und Niederlagen, aber vollzieht sich beharrlich – wenn auch im »Kriechgang einer Schnecke«, wie Günter Grass im Jahr des großen Triumphs von Willy Brandt 1972 einmal anmerken wird.⁵

Über den frühen Jahren hänge ein undurchsichtiger Schleier, grau wie der Nebel über dem Lübecker Hafen; schattenhaft die Gestalten und Gesichter, die auftauchten, um gleich wieder zu verschwinden – »wie Strandgut auf den Wellen der nordischen See«. Einem Gebrauchslyriker gleich notierte Leo Lania im Jahre 1960 die Jugendeindrücke Willy Brandts für die erste Biographie, die rechtzeitig zu dessen erstem Bundestagswahlkampf erscheint: »Es ist«, läßt er den Kanzler-Kandidaten sagen, »schwer für mich zu glauben, daß der Knabe Herbert Frahm ich selber war.«⁶ Mit dem politischen Erfolg treten die frühen Konturen dann deutlicher hervor. Zeitzeugen berichten, Rechercheure, freundlich gesonnene wie feindliche, sichten Archive in Lübeck und Oslo, Stockholm und Washington, der ehemalige Kanzler selbst beschreibt seinen Werdegang und meldet sich mit Erinnerungen zu Wort.

Das Lübeck, in dem der Knabe Herbert Ernst Karl Frahm am 18. Dezember 1913 um 11 Uhr 45 in der Arbeitervorstadt St. Lorenz das Licht der Welt erblickt, hat 114 000 Einwohner, ist mit einigen Dörfern der Umgebung und dem Vorort Travemünde der kleinste Bundesstaat des Deutschen Reiches und wird bürgerlich-patrizisch regiert. Ein undemokratisches Zensuswahlrecht, das Begüterten das Mehrfache an Stimmen einräumt, kombiniert mit einem restriktiv gehandhabten Bürgerrecht, kann die Sozialdemokraten vor dem

Ersten Weltkrieg von der Macht fernhalten. Die Verfassung des Stadtstaates, der überwiegend vom Großhandel lebt, entspricht ganz der Tradition der alten Hansestadt. Kaufleute und Akademiker, fast sämtlich Juristen, bilden den Senat und gehören ihm, einmal gewählt, auf Lebenszeit an. Als seien sie Gemälden Rembrandts entstiegen, tragen die Senatoren weiße Halskrause, schwarzen Umhang und Schnallenschuhe; erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg wird die altertümliche Tracht durch die zeitgemäße bürgerliche Festtagskleidung, Frack und Zylinder, ersetzt.

Längs der Trave, die Lübeck mit der Ostsee verbindet, haben sich seit der Jahrhundertwende Industrien angesiedelt, die sich auf die Veredelung von Importen, vor allem auf die Eisen- und Holzverarbeitung, spezialisieren; Hochöfen und Werften sind entstanden, die rasche, vor dem Ersten Weltkrieg geradezu rasante Industrialisierung hat Arbeitskräfte aus dem Umland, vor allem aus dem Mecklenburgischen, angelockt. Auf sie gestützt, gewann der Sozialdemokrat Theodor Schwartz mit 55 Prozent der Wählerstimmen die Reichstagswahlen von 1903, bei denen, anders als im Stadtstaat Lübeck, das allgemeine und gleiche Wahlrecht galt. Schwartz konnte seinen Wahlkreis selbst bei den sogenannten Hottentottenwahlen von 1907 (der Name rührt von den parlamentarischen Auseinandersetzungen über die Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika her) verteidigen, die im ganzen Reich einen Rechtsruck brachten – wenn auch mit der knappen Mehrheit von ein paar hundert Stimmen gegen den Oberpostassistenten Julius Klein, den Kandidaten für die vereinigten bürgerlichen Parteien.

Zu seinen Wählern zählte zweifellos auch Ludwig Frahm, Willy Brandts Großvater, der Anfang des Jahrhunderts nach Lübeck zog und Anstellung als Lastkraftwagenfahrer in den Drägerwerken fand, einer Apparatefabrik, die Biersiphons, medizinisches Gerät, aber auch Instrumente für die U-Boote der schimmernden Wehr des Kaisers herstellte. Wilhelm II. hatte Lübeck im August 1913, im letzten Friedensjahr, von einer seiner Nordlandfahrten kommend, einen Besuch abgestattet – in der Uniform eines Admirals, »des Führers auf den blauen Meeresfluten«, wie ein offenbar vom majestätischen Glanz geblendeter Berichterstatter in vaterländischem Überschwang vermerkt. »Ich schütze den Kaufmann, sein Feind ist mein Feind«, versicherte der Kaiser den Stadtvätern bei

der abendlichen Audienz und stiftete ein Fenster für die gotische Ratskirche St. Marien. Die kaiserliche Gabe erhielt einen Platz oberhalb der Totentanzkapelle. In einer Bombennacht des Zweiten Weltkriegs versank sie mitsamt der mittelalterlichen Pracht des stolzen Gotteshauses in Schutt und Asche.

Ein Foto zeigt Großvater Ludwig Heinrich Carl Frahm mit Nickelbrille, kurzgeschnittenem Schnauzbart und kahlgeschorenem Schädel, der, so Willy Brandt, auch in eine östlichere Umgebung gepaßt hätte.⁷ Ursprünglich Landarbeiter in Mecklenburg, hatte er sich den halbfeudalen Zuständen auf Gut Klütz durch Abwanderung nach Lübeck entzogen, wo er vor seiner Anstellung als Kraftfahrer zunächst als angelernter Arbeiter seinen Lebensunterhalt verdiente. Er trat der SPD bei und wurde deren gewählter Vertrauensmann im Stadtteil Holstentor-Süd; einmal kandidierte er auch auf aussichtslosem Platz auf der Liste der SPD für die Wahlen zur Bürgerschaft. Von Gestalt eher ungesetzt, hat er den schweren Gang eines Bauern und spricht fast ausschließlich Platt, eine Tatsache, die dem Enkel in der Osloer Emigration das Erlernen des Norwegischen sehr erleichtern wird.

Schon auf Gut Klütz galt Ludwig Frahm als Roter, weil er einen Versuch des Gutsverwalters verhinderte, die in der Verfassung garantierte allgemeine, direkte und geheime Wahl zum Reichstag durch Überwachung der Stimmabgabe seiner Landarbeiter zu kontrollieren. Leo Lania schildert die Szene: Erst traktierte der Verwalter seine Arbeiter mit Schnaps; als es zur Abstimmung kam, mußten diese, einer hinter dem anderen, ins Haus der Gutsverwaltung treten und ihre Wahlzettel in eine große Suppenterrine legen, fein säuberlich einen Zettel auf den anderen. Der Verwalter saß daneben und notierte die Namen, damit er später feststellen könnte, wo jeder sein Kreuz gemacht hatte. »Als der Großvater an die Reihe kam, stieß er wie zufällig die Terrine um, alle Wahlzettel wurden durcheinandergeworfen: der Verwalter tobte, aber da war nichts mehr zu machen, er konnte nicht mehr herausfinden, welcher Zettel von welchem Arbeiter abgegeben worden war.«⁸

Brandt nennt den Großvater einmal eine »treue und genügsame Seele der Mehrheitssozialdemokratie«, der Revolution gesagt und den Übergang von der Monarchie zur Demokratie gemeint habe, aber auch den Achtsturentag und seine Rechte als Staatsbürger.⁹

»Einfach im Denken und stark im Glauben«¹⁰, habe er die demokratische Republik, von der Brandt schon als Fünfzehnjähriger meinte, es gebe nicht viel an ihr zu verteidigen, stets als großen Fortschritt betrachtet. Der Enkel wird nie die Lektion in Arbeiterstolz vergessen, die ihm der Großvater erteilte; sie zählt zu den wichtigsten Kindheitserlebnissen, wie er später schreibt¹¹, denn sie hat mit dem täglichen Brot zu tun, das für ihn in seiner Jugend nie selbstverständlich gewesen ist. Herbert Frahm zählt etwa acht Jahre, als die Belegschaft der Apparate-Fabrik, für die der Großvater arbeitet, wegen eines Streiks ausgesperrt wird. Ein Direktor des Werks trifft den Jungen auf der Straße und fragt ihn, ob er zu Hause genug zu essen habe. Als dieser mit der Antwort offenbar zögert, nimmt ihn der Direktor an der Hand, führt ihn zum nächsten Bäckerladen an der Ecke und schenkt ihm zwei große, frischgebackene Laibe Brot. Strahlend läuft er nach Hause. Doch der Großvater, streng wie sonst nie, befiehlt ihm, die Brote umgehend zurückzubringen, denn ein streikender Arbeiter nehme kein Geschenk vom Arbeitgeber an. »Wir lassen uns nicht vom Feind bestechen. Wir sind keine Bettler, die man mit Almosen abspeist. Wir wollen unser Recht, keine Geschenke.«

Mutter Martha Frahm, dunkelblond, von lebhaftem Naturell und ein wenig zu Korpulenz neigend, vererbt ihrem Sohn die hohen, slawischen Backenknochen und die Lust am Lachen. Anders als der Großvater zieht sie, Verkäuferin in einem Laden des Konsumvereins, Hochdeutsch dem Platt vor und spricht es fehlerfrei, was nach dem Urteil Brandts damals in Lübecker Arbeiterkreisen keineswegs selbstverständlich war. Martha zeigt kulturelles Interesse, entleiht regelmäßig Bücher, besitzt ein Abonnement an der Volksbühne, engagiert sich bei den Naturfreunden und bei der Freien Jugend, einem Teil der Arbeiterjugend, halb Wandervogel, halb Klassenorganisation.¹²

Sie arbeitet am Proletarischen Sprechchor mit, der Chorstücke von Toller und Schönlank, aber auch Gedichte von Tucholsky und dem Lübecker Lyriker Karl Albrecht aufführt.¹³ Die sozialistische Bewegung ist ihr nicht weniger Heimat als ihrem Vater, bei dem sie wohnt.

Kaum zwanzigjährig – ihre Mutter Wilhelmine Frahm ist kurz zuvor verstorben – gebiert sie Herbert in der kleinen Dreizimmerwohnung in der Lübecker Meierstraße 16. In der Geburtsurkunde

des Knaben fehlt jeder Hinweis auf den Vater. Der Großvater muß 1914 in den Krieg, die Mutter zieht den kleinen Herbert zunächst also ganz allein auf, aber das Arbeitermilieu bietet ihr dabei Halt und Solidarität. Eine Nachbarin nimmt ihren Sohn in Pflege, während sie im »Konsum« sechs Tage in der Woche ihr Geld verdient. Mit 16 bis 18 Stunden gibt der Wirtschaftshistoriker Jürgen Kuczynski die damalige durchschnittliche Belastung einer Arbeiterin durch Beruf, Einkaufen und Haushalt an. Wenn sie abgerackert und hundemüde von der Arbeit kommt, fangen die Vorbereitungen für das Abendessen an. Am Wochenende ist Washtag, man bringt die Arbeitskleidung in Ordnung und schneidert seine Kleider selbst, ein großer Berg Strümpfe wartet aufs Stopfen, für die Freizeit bleibt eigentlich nur der Samstagabend oder der Sonntagnachmittag.¹⁴ Dennoch: Lebenslustig sieht Martha Frahm aus, trägt einen breitkrepfigen Hut, den ein Blumenbouquet ziert. Sie vergnügt sich, wie dies damals in Lübecker Arbeiterkreisen üblich ist: Samstags geht man zum Ball, etwa zum sozialdemokratischen Verein in Schwartau-Rensefeld, der durch Inserat im *Volksboten* ins Lokal des Herrn Evers in Klein-Mühlen lädt – zu niedrigen Preisen; Herren zahlen nur 60 Pfennige, der Eintritt für Damen ist frei.¹⁵ Oder man fährt am Sonntagnachmittag an die Ostsee, in ein Heim der Naturfreunde oder zum Kaffee in ein Gartenlokal im nahen Wald.

Gewiß hat sie ihren Sohn, soweit ihr dies bei dieser Belastung überhaupt möglich war, nicht vernachlässigt. Keineswegs ärmlich, sondern gepflegt und adrett, sommers in weiße, winters in blaue Matrosenanzüge gekleidet, stellt sich Herbert dem Photographen, von keinem wohlhabenden Bürgerkind zu unterscheiden. Wer die Bilder sieht, mag sich fragen, durch welchen Verzicht dies alles ermöglicht worden ist. Dem Großvater werden sogar Photos seines vaterländisch-martialisch drapierten Enkels ins Feld geschickt: Der Drei- bis Vierjährige muß da mit Pickelhaube und Gewehr oder als Kaiserlicher Matrose des (Kriegs-)Schiffs seiner Majestät »SMS Schlesien« posieren. Und doch sind alle diese Photos trügerisch. Dem Sohn Martha Frahms fehlt es an einem festen Zuhause, an jenem stabilen familiären Bezugssystem, das Psychologen für die Entwicklung des frühen kindlichen Charakters für unerlässlich halten. Von Beginn an vermißt Herbert Frahm Nestwärme. Deshalb wird Willy Brandt zeitlebens nach ihr suchen, vorzugsweise bei

Frauen, und manche seiner vielen Affären mögen damit zu erklären sein.

Ist dies auch der Grund dafür, daß er zwar viele Freunde hat, aber keinen, der ihm wirklich nahe ist? Selbst langjährige, ihm vertraute, enge Mitarbeiter werden später sagen, sie hätten stets eine gewisse Distanz gespürt, er habe niemanden an sich herankommen lassen. Nur schwer öffnet er sich anderen Menschen, »aus frühesten Jahren hatte ich mir diese Scheu bewahrt«, heißt es in der Biographie Leo Lanias.¹⁶ »Lange Jahre gewohnt, mit mir allein auszukommen, fiel es mir nicht leicht, meine Gefühle und innersten Gedanken mit anderen zu teilen.«

Im Rückblick erscheint der Großvater, zu dem Herbert Papa sagt und der selbst noch auf dem Realgymnasium als Vater erhalten muß, als die stärkste und prägende Bezugsperson der Kindheit. Als er aus dem Krieg heimkehrt, bezieht Ludwig Frahm eine Zweizimmerwohnung der Drägerwerke und nimmt den Enkel zu sich, die Mutter kümmert sich ein- oder zweimal in der Woche um ihn. Aber der Großvater heiratet ein zweites Mal, und das Verhältnis zwischen der Stief-Großmutter und Herbert bleibt mehr als kühl. »Tante Dora« nennt der Junge sie. Er kann sie nicht ausstehen. Als der Großvater eine Zweizimmer-Parterrewohnung in einem Neubau in der Trappenstraße 111a bezieht, verfügt diese nicht nur über eine gesonderte Küche und ein modernes Badezimmer, was für den ehemaligen Landarbeiter einen Riesenluxus darstellt. Es gibt auch eine Dachkammer – sechs Quadratmeter groß und mit einem Fenster zum Hof versehen –, die Herbert ganz zu seinem Reich macht, in der er viel liest und allein zu sein lernt. Er bleibt auch beim Großvater, als seine Mutter den »baumlangen, stämmigen Maurerpolier«¹⁷ Emil Kuhlmann heiratet, den Herbert nun »Onkel« nennt.

Der eigene leibliche Vater blieb ihm unbekannt, weder Großvater noch Mutter sprachen über ihn, und er selbst stellte keine Fragen. »Da er so offenkundig nichts von mir wissen wollte«, so Willy Brandt in seinen Erinnerungen, »hielt ich es auch später nicht für angezeigt, die väterliche Spur zu verfolgen.«¹⁸ Unbehaust nennt er die eigene Jugend und spricht von »familiärem Chaos«, das komplettiert worden sei, als er während der Emigration in einem Gespräch mit Ernst Kuhlmann, dem Bruder seines Stiefvaters, bei

einem Treffen in Kopenhagen erfuhr, daß Großvater nicht der leibliche Vater seiner Mutter gewesen sei. Diese war in der Tat unehelecht geboren, von Ludwig Frahms erster Frau Wilhelmine mit in die Ehe gebracht und von ihrem Ehemann als sein eigenes Kind anerkannt worden. Natürlich gab das zu Spekulationen Anlaß. War der Erzeuger der Mutter etwa fürstlichen oder gräflichen Geblüts? Oder doch nur ein einfacher Landarbeiter? Im alten Mecklenburg, schreibt Brandt, wäre es nicht das erstemal gewesen, daß eine Landarbeiterin dem gutsherrlichen *ius primae noctis*, dem Recht auf die erste Nacht, hätte gehorchen müssen.¹⁹

Wildere Spekulationen gab es um den natürlichen Vater des Vaterlosen. Im Jahr 1960, Willy Brandt war bereits Kanzlerkandidat und weilte zu Besuch beim SPD-Chef in Bonn, bat Erich Ollenhauer den Genossen aus Berlin ins Nebenzimmer und legte ihm eine Nachricht aus London vor. Danach sei erwiesen, daß der Vater ein bulgarischer Kommunist namens Wladimir Pogoreloff gewesen sei. Brandt berichtet dies in seinen Memoiren, mit altersmilder Ironie und der für ihn so typischen Distanz. Eine im Ausland erschienene »Deutsche Nationalbibliographie« hatte sein Buch über den Krieg in Norwegen vermerkt und als Verfasser »Brandt, W.(ladimir, d.i. Wladimir Pogoreloff) angegeben. War da nicht zuvor einmal als Vater ein Graf Plessen aus Mecklenburg genannt worden, dann wieder der berühmte Dirigent Hermann Abendroth, der in Lübeck als Kapellmeister gewirkt hatte, oder ein deutschnationaler Amtsgerichtsrat aus Bad Schwartau namens Otto Carstens? Im Jahr 1948 bittet er die Mutter, »dabei die briefliche Distanz wählend«, um Auskunft, weil er seine Papiere mit genauen Angaben zur Person für die deutsche Wiedereinbürgerung in Schleswig-Holstein präparieren muß. Sie schickt einen Zettel zurück, auf dem steht, daß der Vater ein John Möller, Buchhalter in Hamburg, gewesen sei.²⁰ Viele Worte haben Mutter und Sohn offenbar darüber auch damals nicht gewechselt.

Recherchen von Journalisten ergeben im September 1989, John Möller sei vor 1933 Lehrer gewesen, habe für die SPD Flugblätter verteilt, wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung aus dem Dienst ausscheiden müssen und sich danach als Buchhalter einer Kohlenhandlung durchgeschlagen. Er sei stets von Büchern umgeben und ein sehr gebildeter Mann gewesen.²¹ Übrigens meldet

sich 1961 der Brandt bis dahin völlig unbekannte Gerd André Rank mit einem Brief beim Regierenden Bürgermeister und stellt sich als Enkel der gemeinsamen Großmutter Maria Möller vor. John Möller, heißt es in diesem Brief, den Brandt nicht ohne Stolz in seinen »Erinnerungen« zitiert, habe eine »außergewöhnliche menschliche Tiefe besessen« und sei trotz seiner einfachen Position eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen. Doch hat Brandt, auch als er schließlich von John Möller Anfang 1948 durch seine Mutter erfuhr, den leiblichen Vater nie aufgesucht. Und John Möller wiederum, der 1958 starb, hatte keine Ahnung davon, daß es sich bei Willy Brandt, von dem er doch in der Zeitung las, denn er wurde 1955 zum Präsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses, 1957 zum Regierenden Bürgermeister von Berlin gewählt, um seinen Sohn gehandelt hat.

Heinrich Böll spricht einmal von der Verletztheit und Verletzlichkeit, die Brandt durch jenen Mangel an lübischer »Ehrbarkeit bürgerlicher Provenienz« mit auf den Weg gegeben wurde, obschon deren verlogene Brüchigkeit spätestens mit den Buddenbrooks offenbar geworden sei. Warum hat Brandt zu der üblen Nachrede, die sich ein langes politisches Leben an seine Herkunft knüpfte, geschwiegen, warum hat er die banale Personalie nicht auf den Tisch gelegt, als ihn Adenauer 1961 »alias Frahm« titulierte? Erstaunt, so scheint es, fragt sich der alte Willy Brandt dies selbst. Offen spricht er von einem Stachel, der ihm eingepflanzt worden sei, und verweist auf die Hemmungen, die er in sich getragen habe: Sie reichten tief, »zu tief, als daß ich die Befangenheit hätte ablegen können«. ²²

Der junge Willy Brandt wird in der geschlossenen Welt der Arbeiterkultur sozialisiert, die Sozialdemokraten und Gewerkschafter in ihre Organisationen einbindet von der Wiege bis zur Bahre und eigene Vereine hat für alles und jedes, von den Nestfalken für die Kleinen, der Arbeiter-Wohlfahrt und dem Arbeiter-Samariter-Bund bis hin zum Arbeiter-Verein »Pflege des Esperanto«. Im Arbeiter Turn- und Sportverein Lübeck e.V. wird nicht nur Turnen, Gymnastik, Handball, Fußball und Leichtathletik gepflegt, es gibt auch spezielle Vereinigungen für Rad- und Kraftfahren, Angeln, Kegeln, Wassersport, Segeln, ja selbst für Schach und Briefmarkensammeln. Mehr als zwanzig künstlerische Arbeiter-

Vereine der Stadt sind von der Musik dominiert, ihr übergreifender Dachverband, der »Deutsche Arbeiter-Sängerbund«, Bezirk Lübeck, zählt 1100 Sänger und Sängerinnen; daneben gibt es Gruppen, in denen spezielle Instrumente gespielt werden: Schalmeien, Flöten und Trompeten, Trommeln und Mandolinen.²³

Kaum daß er laufen kann, stecken Mutter und Großvater den Knaben Herbert in die Kindergruppe des Arbeitersports und in einen Arbeiter-Mandolinklub.²⁴ Das Mandolinenspiel wird er nie verlernen, ein Plakat des erwachsenen Willy Brandt mit Mandoline zierte 1978 sogar das Büro eines Mitarbeiters von Jimmy Carter im Nationalen Sicherheitsrat des Weißen Hauses. Bei den Roten Falken, denen man bis zum Abschluß der Volksschule angehört, trägt er den obligaten blauen Kittel und vertauscht ihn, als er in die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) überwechselt, mit dem (kornblumen-)blauen Hemd und dem (mohn-)roten Schlips. Die Falken haben einen ähnlichen Ehrenkodex wie die Pfadfinder, sie sollen ehrlich, hilfsbereit und pünktlich sein, Alkohol und Nikotin sind zu meiden – er selbst, der später die Zigarette kaum lassen kann, stimmt einmal für den Ausschluß von Sündern, die geraucht hatten.

Die Zeit in der sozialistischen Jugendbewegung bedeutet Brandt viel, die Gemeinschaft bietet ihm eine Art Familienersatz. Bei den Falken, aber auch bei Teilen der SAJ gehörten den Gruppen Jungen und Mädchen an, gemeinsam ging man auf Wanderungen und Zeltfahrten, »es wurde gespielt, gescherzt, geflirtet«, schreibt Brandt, man saß zusammen am Lagerfeuer und sang Volkslieder oder Kampfgesänge der Arbeiterbewegung. In den Sommerferien wurden Kinderrepubliken errichtet – Zeltlager in der Lüneburger Heide, auf der Rheinhalbinsel Namedyer Werth bei Andernach oder an der Lübecker Bucht, in denen die Jungen und Mädchen Demokratie probten: Sie wählten ein Lagerparlament, das wiederum einen Bürgermeister ernannte. In der Kinderrepublik Namedy steuert Herbert Frahm als Junghelfer ein Kasperletheater zur Unterhaltung bei, zur Eröffnung der Kinderrepublik an der Lübecker Bucht spielt er die Hauptrolle in einem Stück, welches, urteilt man nach seinem Titel – »Hans Urian geht nach Brot« –, zweifellos agitatorischen Charakters war. Den Text, so erinnert er sich, hatte er so schlecht einstudiert, daß es ohne die tüchtige Souffleuse wohl zum Skandal gekommen wäre.

In den Ferien schließt er auch erste Bekanntschaft mit Skandinavien. 1928 nimmt er an einem Schüleraustausch mit dem dänischen Velje teil, 1931 trampet er mit einem Freund per Anhalter nach Dänemark, setzt mit einem Frachter nach Bergen über und lernt die großartige Welt der Fjorde kennen. Sie geben ihm einen Vorgeschmack dessen, was er dann in der Emigration an Skandinavien, vor allem an Norwegen schätzen wird: die wortkarge Freundlichkeit und natürliche Anständigkeit der Menschen.²⁵

Hat Brandt eine doppelte Bildungsschicht gehabt, die sozialistische von Haus aus und dazu eine bürgerliche, wie Klaus Harpprecht²⁶ einmal meinte – nämlich die des Lübecker Johanneums, das er die letzten vier Jahre vor dem Abitur wegen besonderer Begabung als Stipendiat besuchen konnte? Bebel also *und* Bismarck? Das wäre glänzend getroffen und könnte in der Tat Brandts spätere Breitenwirkung erklären; Brandt selbst freilich äußert sich da eher zurückhaltend. Nach der Volksschule hatte er zuerst eine Mittel-, dann eine Realschule besucht. Die letzten vier Jahre auf dem Johanneum, einem Reform-Realgymnasium, gaben ihm viele Anregungen und einen soliden Grundstock der im Bürgertum seiner Zeit gängigen Bildung, gewiß. Auch war er, anders als die meisten Arbeiterkinder, gezwungen, sich im ihm fremden bürgerlichen Milieu zu behaupten. Aber aus der geschlossenen Welt der Arbeiterkultur, bekennt er selbst, hätten ihn auch so fördernde, verständnisvolle Lehrer wie der Professor Eilhard Erich Pauls nicht hinausgeführt – »dazu reichten die häuslichen Wurzeln zu tief«.²⁷

Pauls, ein »baumlanger, rotblonder, schnauzbärtiger Friese«²⁸, der mit seinem Kneifer wie ein typischer Professor aussah und nicht nur dozierte, sondern mit seinen Zöglingen auch diskutierte²⁹, hat auf Brandt bleibenden Einfluß ausgeübt, wie er bei der Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Stadt Lübeck bekennt. Ein »großartiger Geschichtslehrer« sei Pauls gewesen, kein Sozialist, aber ein guter, liberaler, toleranter Mensch mit einem konservativen Schuß³⁰, der neben Geschichte auch Brandts zweites Lieblingsfach Deutsch unterrichtete und sich aufgeschlossen für das politische Engagement des jungen Herbert Frahm zeigte. Der war, offenbar aus Protest gegen die Pflege der Bismarcktradition im Johanneum, an einem 18. Januar in der Kluft der SAJ, im Blauhemd mit rotem Schlips, in der Aula erschienen. Er sollte ein Gedicht rezitieren, wurde

aber wegen seiner Kleidung, die gänzlich aus dem gutbürgerlich-konservativen Rahmen fiel, prompt nach Hause geschickt.³¹ Doch war das Lehrerkollegium, was die frühen politischen Bekenntnisse des Schülers Frahm anging, offenbar nicht einig. Dem Oberprimaner jedenfalls gestattete Pauls, für den Abituraufsatz in Geschichte als Thema ausgerechnet »August Bebel, Leben und Bedeutung« zu wählen.

Wer die Arbeit liest, stellt schnell fest, daß Frahm auf dem Johanneum aus seinem Herzen keine Mördergrube machen mußte, im Gegenteil. Er schildert den Arbeiterkaiser als schneidigen Disputierer im Reichstag, als begeisternden Redner auf Massenveranstaltungen und meint, die gegenwärtige »Krise der proletarischen Bewegung« rufe »den alten Führer in die Erinnerung zurück«. Schwingt da nicht die Sehnsucht nach der Einheit der Arbeiterbewegung in der Vorkriegszeit mit, die ihn einige Monate zuvor zur Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) hat stoßen lassen? »Bei dem Ruf nach der Synthese des revolutionären Sozialismus aus der These des Reformismus und der Antithese des Bolschewismus«, so schreibt der Abiturient, »spielt der Name Bebel eine große Rolle. August Bebel nannte sich stolz ebenso gern Kommunist wie Sozialist.«

Zu seiner politischen Gesinnung bekennt er sich auch in der eigentlichen Abiturarbeit, die der Frage gilt, ob das in der Schule Unterrichtete vielleicht gar nicht zu gebrauchen und die Jugend überhaupt ohne Hoffnung sei. Voller Spott schreibt er 1932 mit Blick auf die wachsenden Erwerbslosenziffern während der großen Wirtschaftskrise, wenn alles gut gehe, habe ihm die Schule einen Berechtigungsschein gegeben, der zu nichts berechtige: »Aber vielleicht kann ich ja Konditor mit Abitur werden.« Wer will, mag in dieser Arbeit auch schon den späteren Brandt des »Sowohl-als-auch« heraushören, denn es heißt da, er, Frahm, habe sich mit Thesen in seinem Aufsatz auseinanderzusetzen, zu denen es ihm schwer falle, ja oder nein, *tertium non datur* zu sagen: Zwischen den Extremen gebe es zu mannigfache Zwischentöne. Andererseits bezieht er unmißverständlich Stellung, wenn er die eigene Schule, also sein Johanneum, bezichtigt, sie lebe in schwankendem Liberalismus dahin und habe sich nie auf demokratischen Boden gestellt. Freilich schränkt er sofort ein: Diesen demokratischen Boden habe es ja in ganz Deutschland nur auf dem Papier und nie in Wirk-

lichkeit gegeben. »Die demokratische Republik war die neue politische Form. Die Wirtschaft aber änderte sich nicht. Auch die anderen Machtfaktoren, Militär, Bürokratie usw. nicht.« Früh also finden sich Überzeugungen, denen er sein Leben lang treu bleiben wird: Politische Demokratie allein, schreibt er, gebe es nicht, soziale und kulturelle Demokratie gehörten zur wirklichen Demokratie hinzu.

Dem Liberalismus seiner Zeit, den er für verrottet hält, läßt er keine Chance und kreidet der Schule besonders an, daß sie keinen neuen Weg gefunden habe. So setzt er gegen sein Johanneum, das für ihn gleichbedeutend ist mit dem Schultypus eines Liberalismus, der auf der ganzen Linie zusammengebrochen sei, zwei andere, zeitgemäßere Modelle – das autoritäre des faschistischen Italien und das auf Erziehung zur Gemeinschaft gerichtete Modell der Sowjetunion, dem allein er positive Züge abgewinnt. Italien wolle Gehorsam dem Führer, militärische Erziehung und nationalen Unterricht vom fünften Jahr an – wer das faschistische System bejahe, müsse zweifellos diese Form der Erziehung für den Ausweg halten. Er selbst findet den sowjetischen Weg besser, der vor allem tüchtige Menschen für Wirtschaft und Industrie heranbilden wolle. Sein Aufsatz läßt keinen Zweifel, daß es die Sowjetunion ist, die ihn sehr beeindruckt. Wirtschaftlich leisteten die Sowjets Ungeheures, sie machten aus einem rückständigen Agrarland ein fortschrittliches Land mit modernster Technik und vollendeter Industrialisierung. »Dieses«, schreibt Herbert Frahm, »ist also der andere Weg aus der Haltlosigkeit unserer Tage. Erziehung für die Gemeinschaft, Erziehung für den planmäßigen Aufbau.« Zwar würden die Wege Mitteleuropas andere sein als die Rußlands oder Italiens, aber doch »irgendwie in einer dieser Richtungen liegen«. Daß er die sowjetische für angezeigter hält, daraus macht er keinen Hehl.

Nun versteht sich von selbst, daß er mit diesen radikalen Ansichten im durch und durch bürgerlichen Lehrerkollegium keine Zustimmung findet. Um so mehr spricht es für die grundliberale und tolerante Einstellung, die in der Endphase der Weimarer Republik am Lübecker Johanneum herrscht, wenn er für diese Abiturarbeit von seinem Lehrer Pauls ein »sehr gut« erhält. Sein Klassenlehrer Dr. Kramer vermerkt allerdings mit Rotstift, der Schüler Frahm sei von ihm »oft davor gewarnt worden, daß seine verfrühte,

bewußt enge parteipolitische Einstellung ihn geistig verarmen würde« und stuft die Note herab. Krakelig steht da am Ende, der Schüler Frahm habe dies zwar nicht glauben wollen – aber: »... die Tatsache seiner geistigen Armut verhinderte eine bessere Schlußnote der Kl. L. [Klassenleistung] als gut.«³²

Nun ist eine Zwei im Abitur für das Proletarierkind auf dem Bürgergymnasium auch eine stattliche Leistung.³³ Lania berichtet, der Oberstudienrat Dr. Kramer, ein Mann, der übrigens durchaus Sinn für den Oppositionsgeist seiner Schüler bezeugte, habe eines Tages Mutter Martha Frahm gewarnt: »Halten Sie Ihren Sohn von der Politik fern! Der Junge hat gute Anlagen, es ist schade um ihn. Die Politik wird ihn ruinieren.«³⁴ Kramer unterrichtete Englisch und Französisch, Fächer, in denen Brandt, der sich später so sprachbegabt zeigen wird, bei der Reifeprüfung nicht gerade glänzte. In Französisch erhielt er ein Genügend, seine Klassenleistung in Englisch wurde zunächst als mangelhaft eingestuft, dann aber, weil er einen mit Gut zensierten Abitur-Aufsatz über den Beginn der amerikanischen Revolution, die Boston Tea Party, geschrieben hat, als genügend nach oben korrigiert.³⁵ Die Ironie freilich will, daß Politik nicht den Schüler Herbert Frahm, wohl aber seinen Klassenlehrer ruiniert: Als Gegner des Nationalsozialismus muß Kramer das Johanneum 1933 verlassen. In seiner Verzweiflung gibt er sich selbst den Tod.³⁶

War Herbert Frahm auf dem Johanneum wegen Herkunft und politischer Überzeugung ein gemiedener Außenseiter? Es ist dies eine jener unsinnigen Behauptungen, mit denen wohlmeinende und verklärende Berichte gespickt sind, die nach der Wahl Brandts zum Kanzler dessen Jugendzeit aufzuhellen suchten. Der »verschlossene Junge aus unterstem Stand«, hieß es da einmal, habe in den Pausen in der Uniform der Sozialistischen Arbeiterjugend meist allein in einer Ecke des Schulhofs gestanden und sei stets Zielscheibe »von Angriffen der Sprößlinge aus gutem Bürgerhaus« gewesen.³⁷

Nach der Lektüre dieses Artikels meldete sich ein alter Schulkamerad, Heinz Neumann aus Erlangen, beim Bundeskanzler – Anrede: »Mein lieber Brandt« – und schrieb, er müsse nun zweifeln, je mit Brandt in eine gemeinsame Klasse gegangen zu sein.³⁸ Nichts von alledem sei wahr. »In meiner Erinnerung lebtest Du eigentlich – und zwar auch bevor ich ahnte, daß der Herbert

Frahm und der reg. Bürgermeister von Berlin identisch seien – als einer der Wortführer ... unserer Klasse.« Zu dem, was da geschrieben worden sei, passe auch schlecht, »dass Du, wenn einmal der Gedichtaufsager vom Dienst – sagen wir mal – indisponiert war, keine Bedenken hattest, mit einem Kampflied milderer Kalibers einzuspringen, worauf dann Herr Eilhard Erich Pauls eben daran seine Monologe knüpfte«.

Aus Neumanns Brief geht auch eindeutig hervor, daß Brandt nicht der einzige in seiner Klasse gewesen ist, der sich offen zur Sozialdemokratie bekannte. Mit seinem Klassenkameraden Wilken zog er zusammen nach dem Unterricht meist in ein Stammlokal der Linken in die Hundestraße. Über Politik wurde zwischen den Schülern offen diskutiert, ohne daß die Auseinandersetzungen je in Handgreiflichkeiten ausgeartet wären: »Auch, dass die politischen Gegensätze bei uns weder verniedlicht wurden noch zu brachialen Auseinandersetzungen führten, habe ich für ein Positivum gehalten«, schreibt Neumann. »So war es doch kein Problem, daß nach Veranstaltungen ausserhalb der Schule beide Linksaussen, der Rechtsaussen und meine Wenigkeit, die entweder von Dir oder von Wilken als ›bürgerliche Mitte mit einer leichten Neigung nach rechts-links‹ eingruppiert wurden, diskutierenderweise durch die Strassen gehen konnten, was übrigens für beide Extreme für diese Zeit auch den Schutz vor Gesinnungsgenossen der anderen Seite garantierte.«

Auch bei ihm, der längst journalistische Schluderarbeit und Klischeevorstellungen nicht mehr ernst nehme, habe der Artikel Kopfschütteln verursacht, antwortete Brandt. An einer Stelle müsse er allerdings Neumanns Erinnerungen korrigieren: »Als ich kein Gedicht gelernt hatte, habe ich mich nicht mit einem Kampflied milderer Kalibers ›herausgemogelt‹, sondern mit ›Wilde Gesellen‹, und das würde ich eher dem Wandervogel zurechnen.« In der Tat gab es mit Rudolf Wilken einen Gesinnungsgenossen am Johanneum, mit dem zusammen er am 1. Mai im Blauhemd der roten Pioniere hinter der roten Fahne hermarschierte – die Mütze des Johanneums stolz auf dem Kopf.

Daß Herbert, dem damaligen Brauch der Schule gemäß, jährlich eine andere bunte Mütze tragen mußte, war für Mutter wie Großvater Symbol eines gelungenen Aufstiegs und erfüllte sie mit Stolz.

Anfangs zählte er zu den besten Schülern seiner Klasse, das Lernen fiel ihm leicht, die Lehrer schätzten seine Belesenheit.³⁹ Zu den Autoren, die er in seiner Dachkammer studierte, gehörten neben dem klassischen Pflichtstoff deutscher Schulen Thomas Mann und Erich Maria Remarque, Jack London und Upton Sinclair, B. Traven und Martin Andersen Nexö, Ludwig Renn und Henri Barbusse, Maxim Gorki und Ernst Toller – Bücher, die ihm inhaltlich etwas gaben und politisch seiner Einstellung entgegenkamen. Für Poesie hatte er wenig Sinn, es fiel ihm schwer, sich an Rhythmus und Melodie der Gedichte zu berauschen⁴⁰, sein Leben lang wird er Handfestes bevorzugen – Biographien oder Reportagen, die ihm Einblick in historische und soziale Probleme vermitteln.

Mit wachsendem politischem Engagement ließen allerdings die Leistungen in der Schule nach. Zu nächtlicher Stunde wurde das Kopfsteinpflaster der engen Lübecker Gassen oft zum Kampfplatz mit der Hitlerjugend. Einmal, nach einer Schlägerei an der Mühlenbrücke, stand er vor Gericht, wurde jedoch wegen Mangels an Beweisen freigesprochen. Seinen braven Oberstudiendirektor, steht bei Lania zu lesen, habe dies nicht befriedigt, denn er habe es schon als »genug schandbar« empfunden, daß ein Schüler seines Realgymnasiums sich überhaupt als Angeklagter zu verantworten hatte.⁴¹

Andere Schüler interessierten sich für Autos, Fußball oder Segeln, Herbert Frahm nahezu ausschließlich für Politik, und bald wurde das Schülerdasein zu einer Art Nebenbeschäftigung. Mit 15 Jahren wählte man ihn zum Vorsitzenden einer SAJ-Gruppe der Roten Falken (Frahm spricht in seinen Artikeln von Roten Pionieren), und mit ersten, zaghaften Berichten über die Tätigkeit der Lübecker Arbeiterjugend im *Volksboten* begann er wenig später auch seine Karriere als Journalist. Seine Artikel handeln von Fahrten und Zeltlagern, Heimabenden und Kinderrepubliken, aber auch eigenen Urlaubsreisen. So erzählt er, wie er im Juli 1931 mit einem leeren dänischen Fischauto, das aus Berlin zurückfährt, nach Dänemark trampft, sich radebrechend mit seinem »Kartoffeldänisch« zu verständigen versucht und einen Nachmittag und Abend im Trubel des Kopenhagener Tivoli verbringt. »Die dänischen Autobesitzer sind freundlicher als in Deutschland«, urteilt Herbert Frahm: »Eine Fordkiste wird angehalten. Nimmt uns ›natürlich‹ mit. Die

jagt alles, was das Zeug hält. Vorher hatte ich so etwas wie Locken, aber nachher ganz glattes, strähniges Haar. Unterwegs hatten wir noch eine Reifenpanne. Aber mit vereinten Kräften hatten wir den Schaden bald repariert.«⁴²

Geht es um die eigene Organisation, gibt er sich voller Ernst und läßt sich an Treue im sozialistischen Glauben schwerlich überbieten. Wer die Roten Falken sind? »Arbeiterjungs und Arbeitermädels«, schreibt der Jüngling Herbert Frahm in einem Beitrag, der sich wie eine Werbeanzeige liest, »die ihre Freizeit in Gemeinschaft mit ihren Klassengenossen bei frohem Spiel und Tanz, aber auch ernster Arbeit verbringen. Die auf Fahrt selbst nähen, selbst kochen und stets hilfsbereit sind.« Abseits von Nikotin, abseits von Schundliteratur und Kinokitsch erzögen sie sich für den geistigen Kampf der Arbeiter, damit sie, »wenn sie selbst im Kampfe stehen, die rote Fackel hineinschleudern ... in die schwarze Masse des Unverstandes, um dann mit der roten Fahne in der Hand vorwärts zu stürmen auf dem Wege zur sozialistischen Republik!« Er brachte dies eine Woche vor seinem 16. Geburtstag zu Papier.⁴³ Ein Jahr später heißt es dann bei dem knapp 17jährigen Herbert Frahm, wenn die Roten Falken hinauszögen, führten sie stets ihren Gruppenwimpel mit, ihr rotes Sturmfähnlein: »Rot ist die Farbe unseres noch immer geknechteten Körpers und Rot ist die Farbe der aufgehenden Sonne. Dieses Rot ist zum Symbol der um ihre Befreiung ringenden Arbeiterklasse geworden.«⁴⁴ Aber auch an feuilletonistischen Versuchen, die er nicht mit seinem Namen oder seinen Initialen zeichnet, sondern mit »Felix«, fehlt es nicht. »Grauer Tag, grauer Abend, dunkle Nacht«, heißt es elegisch in dem Stück »Herbst in uns«: Da fallen »vom Baum des Lebens die Blätter, die früher prangten«, und »Hoffnungen, die einst so voll waren, fahren dahin, werden in Staub zertreten.«⁴⁵ Nein, das Poetische und das Feuilletonistische sind seine Sache nicht, und als »Felix« sich einmal über das Angeln lustig macht – es solle »ihm sonstwo begegnen«, er habe keine Lust, sich von den lausigen Fischen zum Narren halten zu lassen⁴⁶ – greifen die »Sportgenossen Sportangler« erbost zur Feder, monieren seine erbärmliche Unwissenheit und bieten Nachhilfeunterricht im Arbeiter-Anglersportverein »Trave« an. Er müsse endlich lernen, daß man zum Barschangeln nicht, wie von ihm beschrieben, Seidenschnüre nehme.⁴⁷

Die Angelei und Brandt, das ist die beinahe unendliche Geschichte einer langen, nicht immer glücklichen Liebe. Er angelt gern, aber schätzt er wirklich den Sport, oder ist es mehr die kontemplative Nachdenklichkeit, eine Pose, die den Staatsmann ziert? War Angeln für ihn je mehr als eine Welt, die er gern zu seiner eigenen gemacht hätte und die ihm doch unerreichbar blieb – Symbol eines Lebens voll Müßiggang, das er nie führen konnte? Das Glück jedenfalls ist ihm bei diesem Sport selten hold. Als die erste Regierungserklärung auf einem Schloß in der Eifel entworfen wird, angeln Brandt, einige Mitarbeiter und seine Leibwächter Forellen in einem nahen Bach. Alle erwischen stattliche Exemplare – Brandt muß sich mit einer winzigen Forelle zufriedengeben, die ihm die Hausherrin dann in einer Anwendung von schwarzem Humor auch noch zum Abendessen serviert.⁴⁸

Auf einer Reise nach Mexiko, die der Vorsitzende der Sozialistischen Internationale auf Einladung des mexikanischen Staatsoberhauptes Echeverria unternimmt, begeben sich Egon Bahr und Willy Brandt aufs Schiff und wollen Haifische angeln. Einen Hai erwischt weder der eine noch der andere – aber im Gegensatz zu Brandt, der völlig leer ausgeht, hat Bahr wenigstens einen riesigen Hecht am Haken. An Land schließlich, als sie sich den wartenden Fotografen stellen müssen, leiht sich Brandt den Fisch von Bahr und präsentiert sich voller Stolz mit dem Fang.⁴⁹ Er wollte nicht als Blamierter dastehen. Alles nur Anglerlatein?

Die Falkengruppe, deren Leitung Brandt mit 15 übernahm, nannte sich Karl Marx, andere hießen Karl Liebknecht oder Rosa Luxemburg. Schon die Namen zeigen die Richtung an, welche die Arbeiterjugend damals steuerte: »Republik, das ist nicht viel, Sozialismus ist das Ziel«, lautete die Parole, mit der sie Front machte gegen eine gewiß müde und verkalkte SPD-Obrigkeit und ihre Parteiwibel an der Basis. Im *Freien Wort* verteidigte Herbert Frahm 1930 beherzt, daß seine Gruppe das Luxemburg-Liebknecht-Lied singe: Jede Kritik an Ebert und Noske werde zwar von der Parteiführung mit Ausschlußandrohungen beantwortet, aber das ändere doch nichts daran, daß Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht nach seiner Auffassung als wahre Klassenkämpfer gefallen seien. »Sie sind unser Vorbild, und wir halten ihnen die Treue, die sie dem Sozialismus stets gehalten haben.«

Der Gedanke ihres Lieds, das sei die Rache an allen, die den Mord ausgeführt oder beschönigt hätten – »Und das ist der Gedanke, aus dem heraus wir Gedenkfeiern veranstalten und unsere Gruppen nach diesen Vorbildern nennen.«⁵⁰ Nachträglich könne er vielleicht auf eine Jugendamnestie plädieren, meint Brandt einmal⁵¹, aber er spricht auch von der »Betulichkeit der parteioffiziellen Straßenbahnlinie« in Lübeck, an der er damals Anstoß genommen habe, von den »behäbigen Untugenden eigener Parteifreunde«, der »ausladenden Halbherzigkeit« und der »bisweilen bedrückenden Temperamentlosigkeit des eigenen Lagers«.⁵²

Wer so über die eigene Partei dachte, mußte nur zu bald in Konflikt kommen mit der großen Mehrheit der Lübecker SPD, in der seit langem der reformerische Flügel der bestimmende war. Zwar hatte der Lübecker Reichstagsabgeordnete Schwartz seit 1915 gegen die Kriegskredite gestimmt, aber für die Lübecker Parteiorganisation war sein Verhalten ohne Folgen geblieben – eine Unabhängige Sozialdemokratie sollte sich hier nicht vor Anfang 1919 bilden, und dann war sie, wie später die Kommunistische Partei, in Lübeck kaum von Bedeutung.

Während der Revolution hatte sich die Linke in der Stadt mit den sieben Türmen ganz besonders brav verhalten. Zwar war Lübeck der zweite Ort nach dem Reichskriegshafen Kiel, in dem die revolutionären roten Matrosen das Regiment übernahmen – schon am Abend des 5. November 1918, doch das Rathaus besetzten sie nicht. Laut Lübecker Soldatenrat war »größte Ruhe« die erste Bürgerpflicht. Nichts werde er unternehmen, so versicherte der Soldatenrat, »was den Betrieb zwecks Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens stören könnte«; in seinem Aufruf hieß es, kaum glaubhaft, aber wahr: »Es geht alles seinen alten Gang.« Wegen versuchten Diebstahls ließ er zwei Soldaten als Plünderer erschießen. Was an der Trave im November 1918 geschah, erinnert in manchem an den Runden Tisch in der ersten DDR-Wendezeit. Praktisch gab es in Lübeck als einzigem Bundesstaat des Deutschen Reiches keinen Umsturz; der alte Senat konnte sich bis zu den ersten Wahlen nach Abschaffung des Zensuswahlrechts im Amt halten, weil er sich mit den revolutionären Soldaten arrangierte. Ganz anders in Bremen, wo der Arbeiter- und Soldatenrat den Senat absetzte und eine Räteregierung bildete; anders auch in

Hamburg, wo die revolutionären Soldaten fünf Monate regierten und die Stadtstaatsregierung stürzten, um sie dann, freilich mit erheblich beschränkter Machtbefugnis und nur zur Fortführung der Routinegeschäfte, wieder einzusetzen.

War es die »Lust an der Ohnmacht«, jene von Julius Leber 1933 im Kerker in Lübeck angeprangerte Erbsünde der SPD⁵³, welche die Lübecker Sozialdemokraten dazu brachte, auf die volle Ausübung der Macht zu verzichten, obschon sie mit 52 Prozent der Stimmen bei den ersten Wahlen nach der Revolution die absolute Mehrheit errungen hatten? Sie stimmten einem »bruchlosen Übergang«⁵⁴ zu, einem Koalitionssenat, in dem aus der Zeit vor der Revolution gewählte Senatoren weiter die Mehrheit bildeten. Die Sozialdemokraten und Demokraten rückten erst langsam in freiwerdende Stellen nach und blieben bis in die Mitte der zwanziger Jahre in der Minderheit.

Als frühes Kindheitserlebnis bleibt in Herbert Frahms Gedächtnis haften, daß er als Zehnjähriger seinem Großvater das Mittagessen im Kochgeschirr auf ein Polizeirevier brachte, weil er dort am Schreibtisch seines Amtes waltete. Ludwig Frahm war Mitglied der »Vereinigung Republik«, einem Vorläufer des sozialdemokratischen Reichsbanners, die Polizeiaufgaben in der Stadt übernahm, nachdem Lübecker Polizisten auf Teilnehmer einer Erwerbslosen-Demonstration eingepöbeln hatten. Als der Senat, der von einer Minderheit der Sozialdemokraten mitgetragen wurde, kein Wort des Tadels fand, kochte die Volksstimmung im mehrheitlich roten Lübeck über. Die Polizei hielt es deshalb für ratsam, sich einige Tage in den Kasernen aufzuhalten.⁵⁵

Herbert Frahm, der politisch Frühreife, wird entgegen den Parteistatuten, die ein Mindestalter von 18 Jahren vorsehen, im Sommer 1930, noch sechzehnjährig, in die SPD aufgenommen, macht Karriere und wird bald Vorsitzender des Unterbezirks der SAJ in Lübeck. Wie Bruno Römer, ein SAJ-Freund und sein Stellvertreter im SAJ-Vorsitz, die damalige Versammlungspraxis von Herbert Frahm beschreibt, ist viel von dem, was später den auf Konsens und Integration gerichteten Führungsstil des Kanzlers und Parteivorsitzenden Brandt ausmachen und Kritik, etwa von Helmut Schmidt, hervorrufen wird, schon in frühester Jugend angelegt: Brandt schätzt lange Diskussionen und besitzt die Fähigkeit zum

Zuhören; er greift die wichtigsten Themen auf, die in den Debatten zur Sprache gekommen sind, er bündelt sie, um sie sodann, so Römer, »in die Versammlung hineinzusprechen«.56

Den Herbert Frahm vom Anfang der dreißiger Jahre hat er nicht als guten Organisator in Erinnerung, aber als außerordentlich begabten Redner, der es verstanden habe, komplizierte Zusammenhänge einfach darzustellen. Sein ganzer Lebensinhalt seien die Partei und der Sozialismus gewesen, alles andere, ausgenommen allerdings hübsche Junggenossinnen, hätte ihn nicht sehr interessiert. Einmal, so weiß er zu berichten, seien Beschwerden von SAJ-Mitgliedern an ihn herangetragen worden. Offenbar hatte Brandt mit einer jungen Genossin getändelt und sie vor aller Augen geküßt. In SAJ-Kreisen war so etwas damals ungewöhnlich. Man versuchte, Politik und Liebesbeziehungen streng auseinanderzuhalten. »So war er eben«, meinte Römer, »sein Bedürfnis nach Liebe war durch die unbehauste Jugend nicht gedeckt.«

Daß die Arbeiterjugend in der Endzeit der Weimarer Republik immer weiter nach links rückte, war wahrlich kein auf Lübeck beschränktes Phänomen. Es erklärt sich mit dem Tolerierungskurs der Sozialdemokratie gegenüber der Regierung Brüning und deren Sparmaßnahmen und Notverordnungen, die – wie Einschnitte ins soziale Netz meist – vor allem die Arbeitnehmer und die Erwerbslosen trafen. Aber auch der Versuch der Parteiführung, das schlimmere Übel durch die Wahl des kleineren zu verhindern, spielte eine Rolle und stieß nicht nur bei den radikaleren Jungen auf Widerstand. Großvater Ludwig Frahm, berichtet Brandt, habe es nicht über sich bringen können, dem Aufruf der Parteiführung zu folgen und 1932 Hindenburg zu wählen, um Hitler von der Macht fernzuhalten.57

Schon 1929 und 1930 spricht Herbert Frahm im *Volksboten* die wachsende Entfremdung zwischen den Älteren und der Parteijugend an, verteidigt die Unabhängigkeit und volle Selbstverwaltung der SAJ gegen Versuche der Parteibürokratie, welche sie, wie vor etlichen Jahren, wieder der Führung älterer Genossen unterstellen will, um so der Tendenz zum Radikalismus zu begegnen. Die Roten Pioniere, wie er beharrlich seine Roten Falken nennt, wollten nicht Parteijugend werden, sondern eine freie Jugendorganisation bleiben, die allerdings ideell der Sozialdemokratie verbun-

den sei. »Wir Jungen«, begründet Herbert Frahm, »haben nun eben noch ein anderes Feuer in uns als die Alten. Für uns steht die Idee noch viel mehr im Vordergrund als die tausend Tagesfragen der Partei!« Mit vollem Recht könnten sie den Satz »Republik das ist nicht viel – Sozialismus ist das Ziel!« zu ihrer Parole machen, ohne damit »die Republik als Kampfobjekt der Alten zu verkennen«. Mit der Jugend ziehe ein neuer Geist, sie hoffe, in den Älteren kameradschaftlich bereite Mitkämpfer zu finden, doch die »mit den ewigen Erfahrungen und Abgeklärtheiten« und anderen Alterskrankheiten sollten besser gleich zu Hause bleiben. Die allerdings noch wüßten, daß sie einmal jung gewesen seien und denen etwas liege an einer heranwachsenden roten Avantgarde, seien als Berater und Freunde stets willkommen – »für den internationalen Befreiungskampf des internationalen Proletariats«. ⁵⁸

Zog Erich Ollenhauer, später Willy Brandts langjähriger Parteivorsitzender, auch gegen Herbert Frahm vom Leder, als er auf dem SPD-Parteitag in Leipzig im Juni 1931 kritisierte, daß nur der schärfste Radikalismus, nur die unbedingte Negation den aktiven Teil der Jugend befriedigen könne? »Die Jungen haben die Mentalität der Maschinenstürmer«, behauptete Ollenhauer, ihre Sprache nannte er »hemmungslos und verantwortungslos« und unterstützte den Beschluß, daß künftig die Organisationen der Partei wieder die Verantwortung für die Auswahl der älteren Jugendfunktionäre tragen sollten. In der Londoner Zentrale des Exilvorstands der SPD wird er die politische Tätigkeit Willy Brandts in Skandinavien kritisch verfolgen und sich noch 1947 als Stellvertreter Kurt Schumachers den Einflüsterungen eines nach Schweden emigrierten Sozialdemokraten zugänglich zeigen, der Brandt mangelnder Loyalität gegenüber klassischen sozialdemokratischen Positionen bezichtigt. Brandt umgekehrt wird in Ollenhauer, so sehr er ihn als loyalen Parteiarbeiter auch schätzt, immer den braven, rechtschaffenen Mann der Parteibürokratie, den wenig inspirierenden Funktionärs-
typ beinahe Weimarer Prägung sehen.

Der Konflikt zwischen den Alten und den Jungen in Lübeck spitzt sich zu, kaum daß die SPD-Linken Max Seydewitz und Kurt Rosenfeld, beide als unversöhnliche Gegner der Tolerierungspolitik vom Parteiausschluß bedroht, zum 4. Oktober 1931 in Berlin eine Reichskonferenz oppositioneller Sozialdemokraten einberufen und die

Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) aus der Taufe gehoben haben. Daß die neue Partei nur zu bald das Dasein einer überflüssigen und einflußlosen Sekte führen wird, wollen ihre Anhänger zunächst nicht glauben. Sie versteht sich ja als Kristallisations- und Sammelpunkt für eine neue Arbeiter-Einheitspartei, ein politisches Konzept, das ohne große Mühe die Sympathien der von Herbert Frahm geführten, radikal eingestellten Lübecker Arbeiterjugend gewinnen kann.

Ist die bürgerlich-kapitalistische Republik nicht am Ende, sind angesichts der rapide wachsenden Arbeitslosigkeit und nach dem großen Bankenkrach vom 13. Juli 1931 nicht revolutionäre Schritte unerlässlich? Ist nach den sensationellen Erfolgen der NSDAP bei den Wahlen zum Reichstag 1930, als sie sprunghaft von bisher 12 auf 107 Mandate kletterte, nicht eine proletarische Einheitsfront dringender denn je, um Hitler von der Macht fernzuhalten? Die Sehnsucht nach einer geschlossenen, einigen, nicht in Flügel zerrissenen und in Bruderkämpfe verstrickten Arbeiterpartei und mit dieser Sehnsucht der Traum von einem kühnen, unbestrittenen, die Flügel integrierenden Führer, wie August Bebel einer gewesen ist, beides macht die neue Splitterpartei für die Arbeiterjugend in Lübeck attraktiv.

So kommt es bald zum völligen Bruch. Der Freund aus damaligen Tagen, Heinrich Bruhn, beschreibt die Szene: »Wir von der Arbeiterjugend – Herbert war unser Anführer – haben der SPD und den Gewerkschaften vorgeworfen, daß sie zu wenig täten, um die Machtergreifung der Nazis zu verhindern. Auf einer großen Versammlung im Gewerkschaftshaus mit Julius Leber machten wir, auch Herbert, Zwischenrufe. Es kam zum Tumult. Wir wurden vom Saalschutz rausgeboxt und rausgeprügelt. Eine Straße weiter, in einem Arbeitersportheim, haben wir dann eine Lübecker Ortsgruppe der SAP gegründet. Herbert wurde der Agitprop-Leiter, der die Reden und Flugblätter entwarf.«⁵⁹ Bei Leber, dem Chefredakteur des *Volksboten*, der über die Versammlung selbst berichtete, obschon er dort einer der Hauptredner gewesen war, liest sich das so: Die SAJ-Führung habe ihre Ämter niedergelegt, und als die Partei in einer Versammlung versuchte, wieder Ordnung in der Lübecker Arbeiterjugend zu schaffen, seien einige angerückt, um Radau und Krawall zu machen. »Und es standen als Anführer inmitten des wilden Haufens der Student Peters und der Schüler

Frahm, die beide zu den Spaltern gehören.« Einige Reichsbannerleute hätten den Radaumachern einfach mitgeteilt, »daß es mit dem Gebrüll und Gezänk nun zu Ende sei«. ⁶⁰

Nun war Julius Leber, der Elsässer Bauernsohn, Frontoffizier und Träger des EK I, der sich Demokratie nicht anders als wehrhaft vorstellen konnte, dafür bekannt, daß er in der Auseinandersetzung mit dem Gegner nie Glacéhandschuhe trug. Als es in einer Versammlung einmal zu einer Schlägerei kam und die SA das Reichsbanner bereits aus dem Saal geprügelt hatte, blieb er allein auf der Bühne, zertrümmerte einen Stuhl, nahm zwei Beine in seine kräftigen Fäuste und kämpfte sich den Weg nach draußen frei. ⁶¹ Den »Doktor Leber mit der Faust« ⁶² nennt ihn Brandt später einmal. Mit seinen ungeschliffenen Umgangsformen machte der Sozialdemokrat auf Helmuth Graf Moltke im Kreisauer Widerstandskreis zunächst einen bäurischen Eindruck – der weltläufige Aristokrat meinte, der politische Pragmatiker Leber unterschätze stets das Geistige. ⁶³ Unter den Widerständlern hatte er seine Vergangenheit als Frontoffizier mit dem EK I betont, was seine gute Zusammenarbeit mit dem Grafen Stauffenberg erklären mag.

Im eigenen Blatt bedachte Leber den politischen Feind gern mit derben Worten: »Haut sie zusammen«, prangte am 9. April 1932 in riesiger Balkenschrift auf Seite eins des *Volksboten*, dazu die Aufforderung: »Wählt Hindenburg. Macht Deutschland frei von Hitlers Horden.« In der Versammlung, in der es um die Lübecker Arbeiterjugend ging, rechnete er gnadenlos mit der bisherigen SAJ-Führung, also mit Frahm und seinem Stellvertreter Römer ab, zieh sie der finanziellen Mißwirtschaft, behauptete, die Abtrünnigen hätten die Schränke der Jugendheime geplündert und rückte sie damit in die Verdachtszone der Kriminalität. Verständnis dafür, daß es zu Zeiten der Wirtschaftskrise schwer gewesen ist, Beiträge zu kassieren, wie Römer später entschuldigend behauptet ⁶⁴, zeigte der demagogisch begabte Leber nicht: »Kassenbestand Null! Dafür unbezahlte Schulden überall – und seit Monaten keine Beitragsabrechnung. Ein Defizit von insgesamt 1283 Mark! Das ist das Resultat einer Wirtschaft, die sich seit Jahren an wilden Phrasen berauschte, aber an Leistungen nicht das geringste aufzuweisen hatte, außer einer schon ans Lächerliche grenzenden Hetze gegen die Partei.«

Kein Zweifel: Der Bruch zwischen Herbert Frahm und Julius Leber, der den begabten jungen Mitarbeiter beim *Volksboten* bisher gefördert hatte, war im Herbst 1931 endgültig. Behauptungen, die beiden hätten trotz des schweren politischen Zerwürfnisses in Lübeck ein gutes persönliches Verhältnis aufrechterhalten⁶⁵, wurden von Willy Brandt selbst widerlegt. Es sei ein Mißverständnis, daß ihn Leber im Herbst 1931 nach der Parteispaltung noch einmal empfangen hätte, schreibt er in der Einleitung zu einer Leber-Biographie von Dorothea Beck: »Ich will nicht den Eindruck von Harmonie erwecken, wo ganz andere Gefühle an ihre Stelle getreten waren.«⁶⁶ Doch bedeutet der Bruch für Herbert Frahm mehr als nur den Verzicht auf die Möglichkeit, am *Volksboten* mitzuarbeiten und sein Taschengeld zu verdienen, Verzicht auch auf das Studienstipendium, für das sich sein journalistischer Mentor Leber für die Zeit nach dem Abitur ursprünglich bei der Partei hatte verwenden wollen.

Wer vaterlos aufwächst, schaut nach Ersatz aus, zu Männern, zu denen er aufschauen kann und die ihm Identifikation erlauben. Die Ironie will nun, daß in einer der wilden Spekulationen über den lange unbekanntenen Erzeuger Willy Brandts auch Julius Leber als Vater des Vaterlosen genannt wurde, obschon, wie Brandt später spöttisch bemerkt, Leber erst nach Lübeck gekommen war, als sein angeblich unehelicher Sohn bereits acht Lenze zählte.⁶⁷ Doch für den jungen Herbert Frahm ist Julius Leber, dieser kämpferische Republikaner und kraftvolle Volkstribun, zweifellos ein Vorbild gewesen, an dessen Aufstieg, Erfolg und politischer Haltung er sich hatte orientieren können, bis die Zweifel an der offiziellen Parteilinie, die Leber beharrlich weiter vertrat, schließlich obsiegten.

Statt Vorbild ließe sich sagen: Vaterfigur, auch wenn Brandt sich selbst gegen diesen Begriff wehrte und einmal von einer »ihm ange-dichteten Orientierung an Vaterfiguren« sprach.⁶⁸ Symbolisierte Julius Leber nicht den Gipfel alles Erstrebenswerten und Erreichbaren? Konnte sich der im Arbeitermilieu aufgewachsene, bei der Parteijugend engagierte Herbert Frahm, der als Schüler Gelegenheitsartikel verfaßte und ein paar Groschen damit verdiente, sich überhaupt ein höheres Lebensziel vorstellen, als einmal Chef-redakteur und Reichstagsabgeordneter zu werden? War Leber nicht sein Mentor gewesen, verteidigte er ihn nicht, nachdem Herbert

Frahm in einer Berliner Parteizeitschrift den Vorsitzenden der preußischen SPD-Landtagsfraktion, Ernst Heilmann, attackiert hatte? In einem Dreiergespräch mit einem aufgebrachten Parteisekretär, der empört war, daß »so etwas Linkes aus Lübeck kam«, verurteilte Leber seinen *Volksboten*-Mitarbeiter nicht, obschon er, wie Brandt später meint, in der Sache der Meinung des »Parteiwebels« gewesen sei.⁶⁹ Statt dessen riet er ihm, der doch schreiben könne, das Geschriebene reifen zu lassen, es erst einmal in die Schublade zu legen und es sich am nächsten Tag wieder anzuschauen. »Und wenn's geht, danach noch einmal. Dann wird es oft besser.« Leber wurde in Lübeck der König der kleinen Leute genannt, er war, weniger seiner formalen Stellung wegen – da gab es Genossen über ihm – als vielmehr dem Einfluß nach die höchste sozialdemokratische Autorität der Stadt.

Über Monate, ja Jahre zog sich der Ablösungsprozeß vom Ersatzvater hin, eine Phase der Auseinandersetzung, in der Herbert Frahm mehr und mehr auf politischen Gegenkurs zu Leber ging. Der Mann, der aus dem Elsaß stammte, dachte betont national, hatte nach dem Krieg für Deutschland optiert und als Leutnant im Grenzschutzverband Hammerstein bis zum Kapp-Putsch im März 1920 geholfen, die Ostgrenze gegen Kommunisten und Polen zu verteidigen. Die Ablehnung alles Militärischen durch seine Genossen war seine Sache nicht, er trat für die Aussöhnung der Arbeiterschaft mit der bewaffneten Macht ein und war eher der Partei-rechten zuzurechnen. Leber sprach sich für den Bau des Panzerkreuzers A aus, optierte also in einer Frage, welche die Partei zerriß, für eine, wenn auch sehr begrenzte, deutsche Marinerüstung – der Arbeiterjugend war der bloße Gedanke an ein deutsches Kriegsschiff ein Sakrileg; Leber befürwortete einen freiwilligen Arbeitsdienst – Herbert Frahm kämpfte vehement dagegen; Leber war Anhänger der Tolerierungspolitik gegenüber Brüning – der Vorsitzende der Lübecker SAJ bezeichnete sie als verhängnisvoll und sah in ihr eine der Ursachen für sozialdemokratische Wahlniederlagen.

Vergeblich warnte der Chefredakteur des *Volksboten* seinen begabten jungen Mitarbeiter, den Funktionär, der noch ein Schüler war, vor dem Eintritt in die SAP: Ob dieser denn von allen guten Geistern verlassen sei? Was er, der doch einen guten Tropfen und die Gunst eines schönen Mädchens zu schätzen wisse, in einem Laden zu suchen habe, den Zukurzgeratene führten, die aus der

Erkenntnis ihrer physischen oder sonstigen Unzulänglichkeit in den Radikalismus geflüchtet seien? Auf Frahm, der die flapsige Bemerkung über mögliche Gebrechen der Parteigründer Seydewitz und Rosenfeld unstatthaft fand, verfehlte die Warnung damals ihre Wirkung.⁷⁰ Er hätte erst lernen müssen, schreibt er in »Links und frei«, »daß Absplitterungen und Sondergruppen auf Querulanten und Neurotiker – in stärkerem Maße, als es in der Politik ohnehin der Fall ist – eine besondere Anziehungskraft ausüben.«⁷¹ Daß Leber ihm einen Irrweg hatte abschneiden wollen, wird er erst später einsehen. Als Dreiundvierzigjähriger bekennt er in Berlin, sein Verhältnis zu Julius Leber sei »mit einer Art Vater-Sohn-Komplex« behaftet gewesen, er habe sich in jugendlicher Ungeduld gegen väterliche Autorität aufgelehnt.⁷²

Ein Blick auf die Biographien zeigt, wieviel Brandt und Leber miteinander gemein hatten: Beide wurden unehelich geboren, wuchsen in kleinen Verhältnissen auf; für beide war der Großvater die prägende Figur der Kindheit; beide versuchten sich früh im Journalismus und schrieben die ersten Artikel als Schüler; beide hielten nicht sonderlich viel von sozialistischer Theorie. Der Parallelen sind viele, selbst ihre Schwächen haben sie gemein: Frauen und Alkohol. Aus der Emigration zurück, feilt und poliert Brandt dann an einem beinahe verklärenden Leber-Bild, als wolle er, längst den dogmatischen Kinderschuhen entwachsen, Wiedergutmachung dafür leisten, daß er sich einst im jugendlichen Zorn von dem politischen Übervater abgewendet hatte.

Nun sind Lebers Verdienste im Widerstand völlig unbestritten, Brandt nennt ihn zu Recht einen »Ehrenretter der Nation«. Indem er Lebers Andenken hochhält, betont er die Rolle gleich mehrerer Sozialdemokraten im Kreis der Widerständler des 20. Juli – man denke nur an Leuschner, Reichwein oder Haubach – und nimmt damit dem Aufstand des Gewissens den Nimbus, er sei allein die Sache einer Handvoll Militärs oder Konservativer wie Goerdeler gewesen. Aber überzieht Brandt dabei nicht, wenn er Leber »zur wohl stärksten Potenz der deutschen Linken«, zur »Figur eines Revolutionsführers in einer Umgebung, die nach Mittelmaß fragte«⁷³, hochstilisiert? Obschon Brandt behauptet, Leber sei schon in Lübeck »ein scharfer Kritiker der Hinhaltepolitik« gewesen⁷⁴, finden sich bei Durchsicht des *Lübecker Volksboten* aus den Jahren

1930 bis 1933 in den Leitartikeln seines Chefredakteurs nicht jene mannhaften Sätze gegen die Strategie der Berliner Parteizentrale, die man danach erwarten mußte.

Seine Biographin Dorothea Beck, die ihn wie auch Kurt Schumacher, Carlo Mierendorff und Theodor Haubach einen militanten Sozialisten nennt, moniert wohl zu Recht, Leber habe anders als jene seine Kritik an der Verbürokratisierung der Partei und der Vernachlässigung des emotionalen Bereichs in der SPD-Werbung nie deutlich geäußert. Er war und blieb eben ein Lokalmatador, der über Lübeck hinaus bestenfalls als einer von mehreren Wehrexperten seiner Partei Beachtung fand und der in der Reichstagsfraktion wie in der SPD-Zentrale in der Berliner Lindenstraße als Außenseiter galt. Erst im Widerstand, als er für den bei einem Bombenangriff umgekommenen Carlo Mierendorff nachrückte, der nach dem Urteil Joachim Fests womöglich farbigen, bewegtesten und kraftvollsten Figur im Kreisauer Kreis⁷⁵, wuchs Leber dann zu unbestrittener Größe heran.

Dessen »Todesursachen der deutschen Sozialdemokratie« zählen unstreitig zu den großen Dokumenten jener Zeit, auch zu den interessantesten, denn er macht die Misere der deutschen Linken nicht etwa an deren Hinwendung zur Nation durch die Bewilligung der Kriegskredite fest, im Gegenteil: Die Wendung gegen die Internationale befürwortet er entschieden, rügt allerdings das Versagen der Partei danach. »Ein richtiger Führer hätte entweder nach dem 4. August oder nach der Marneschlacht ein Bekenntnis abgelegt für die deutsche Einheit, hätte die Partei der Arbeiterschaft zum höchsten Einsatz aufgerufen, hätte aber zugleich Einfluß verlangt auf die Staatsführung und damit auf die äußere Politik, also auf Krieg oder Frieden.«⁷⁶ Die zweite Ursache sieht Leber darin, daß in den Männern der Revolution von 1918 »kein Wissen lebte von der zu errichtenden neuen deutschen Gemeinschaft«. In blutleerem Idealismus hätten sie von der Hand in den Mund gelebt und auf die Revolution unbewußt verzichtet – und damit »auf die geistige und schließlich wirtschaftliche Umformung der deutschen Gesellschaft und des deutschen Menschen«.

All dies wurde freilich nach der Machtübertragung an Hitler, nach dem Zusammenbruch der Arbeiterbewegung in der Gefängniszelle geschrieben – *post mortem* SPD also. Als Brandt das Manu-

skript zusammen mit der Witwe Annedore Leber erstmals herausgab, hielt er es für richtig, manche verfänglichen Stellen vorher zu streichen – darunter solche, von denen Dorothea Beck bewußt als »Peinlichkeiten« spricht. So moniert sie einige Verbeugungen des Autors vor dem Nationalsozialismus, etwa wenn sie schreibt, jener Leber, der Hitler in seinem Blatt stets lächerlich gemacht habe, würdige ihn jetzt als »große Persönlichkeit«, »die nach dem Höchsten greift, selbst auf die Gefahr hin, mit Sicherheit am Unmöglichen zugrunde zu gehen«.

In der Ausgabe von 1983 gesteht Brandt in seinem Vorwort ein, er habe das Manuskript damals »gekürzt und, wenn man so will, frisiert«. Als Begründung gibt er an, »Bewußtseinstrübungen« bei Leber hätten Verwirrung stiften und den Eindruck hervorrufen können, der »politische Frontoffizier« Leber (Gustav Dahrendorf) habe in der Gefängniszelle so manchen seiner Überzeugungen abgeschworen. »Mit Gesinnungswandel«, schreibt Brandt, »würde es übrigens auch noch nichts zu tun gehabt haben, wenn sich bei Leber – wie bei anderen – unter dem Eindruck der kampflosen Niederlage Stimmungen partieller Verwirrung eingestellt hätten.« Er wisse aus eigener Erfahrung, wie man im Exil einige Jahre später, nach Hitlers Blitzsiegen, zu Folgerungen habe kommen können, die sich im nachhinein defaitistisch oder jedenfalls wenig überzeugend anhören müßten. Übrigens setzte Leber in seiner Zelle Emigration mit Flucht gleich und wollte zu den Landesflüchtlingen, wie er seine emigrierten Reichstagskollegen nannte, einen scharfen Trennungsstrich gezogen wissen.⁷⁷

Wer fragt, warum Brandt an dieser Stilisierung Lebers gearbeitet hat, wird mehrere Antworten finden. Die erste hat zweifelsfrei damit zu tun, daß die Sozialdemokratie, die in der Regierungsverantwortung 1969 bis 1982 den Verteidigungsminister stellt, den Frontoffizier und Widerstandskämpfer als Kronzeugen für ihr Konzept der wehrhaften Demokratie benötigte. Schon 1956 in Berlin hatte Brandt gesagt, Julius Leber habe die Sozialdemokratie gelehrt, daß »Macht nicht an und für sich etwas Böses sei«, sondern in den Dienst einer gesunden Staatsauffassung gestellt werden müsse. Leber habe überliefert, »daß wir zum Vaterland Ja zu sagen haben, daß wir aber nur ganz Ja sagen können, wenn wir entschlossen sind, es zum Vaterland der Liebe und Gerechtigkeit zu

machen«. ⁷⁸ Die zweite Antwort mag damit zu tun haben, daß Annedore Leber, in deren Hause er nach dem Krieg in Berlin sein künftiges Vorbild Ernst Reuter kennenlernte, als Herausgeberin der Berliner Parteizeitung *Telegraf* zeichnete und sie damit für ihn nicht gerade unwichtig war, als er in der Berliner Partei Fuß zu fassen suchte. Die dritte Antwort gibt er selbst in seinen Erinnerungen, und sie hat mit Kurt Schumacher zu tun. Bekanntlich hatte der erste Chef der Nachkriegs-SPD ein problematisches Verhältnis zum 20. Juli und wertete ihn – die historischen Quellen waren zu seinen Lebzeiten noch nicht hinreichend erschlossen – als eine verspätete, reaktionär orientierte Offiziersrevolte ab. Schumacher habe nicht recht verstehen können, daß einer den Bund mit konservativen Kräften gesucht habe und deshalb einiges dafür getan, »Lebers Andenken nicht über Gebühr« wachzuhalten. ⁷⁹ Ob dies so stimmt, bleibe dahingestellt, denn was Brandt schreibt, hat einerseits mit dem Verhältnis Leber–Schumacher vor 1933 zu tun, andererseits mit den keineswegs spannungsfreien Beziehungen zwischen Kurt Schumacher und Willy Brandt.

Am 20. Juli 1932, ein Dreivierteljahr nach Brandts Bruch mit Julius Leber in Lübeck, geschah dann, was den jungen Herbert Frahm in seiner Abwendung von der SPD und seinem Engagement für die revolutionär gesonnene SAP nur bestärken konnte: Kampflös kapitulierte die preußische Regierung Braun/Severing vor dem Reichskanzler Papen, der sie ihres Amtes enthob. Bis zu diesem sogenannten Preußenschlag hatte das »rote« Preußen mit rund 5/8 der Bevölkerung und 3/5 der Fläche des Reichs als sozialdemokratisches Bollwerk gegolten, die Namen des langjährigen Ministerpräsidenten Otto Braun und des Innenministers Carl Severing standen für Republiktreue und eine fortschrittliche demokratische Politik. »Ihre Namen«, schrieb Leber in seinen »Todesursachen«, »bedeuteten viel in dem großen Glauben breiter Massen«, mit ihrem Abgang habe dieser Glaube »seinen besten Ankergrund« verloren. ⁸⁰

In der Tat war es Severing gelungen, die Schlüsselstellungen der preußischen Verwaltung mit demokratisch gesonnenen Beamten zu besetzen und eine seiner Regierung ergebene, schlagkräftige Polizei aufzubauen, die von vielen als Schutztruppe der Republik betrachtet wurde. Wer Preußen hat, hat das Reich – mit diesen Worten tröstete sich die Sozialdemokratie in der für sie bitteren Tolerierungs-

phase über so manche Notverordnung Brünings hinweg, die ihrer Wählerschaft besondere Opfer abverlangte. Der Satz blieb auch nach dem 20. Juli 1932 richtig, nur hatte er plötzlich seine politische Bedeutung verkehrt: Einmal Herren über Preußen, würden die Konservativen bald das ganze Reich an Hitler übergeben.

Über die Frage, ob es Sinn gehabt hätte, sich gegen die Amts-enthebung Brauns und Severings mit der Waffe zur Wehr zu setzen, streiten Historiker noch heute. So gewiß damals die Männer des Reichsbanners und der gewerkschaftlichen Hammerschaften, durchaus zum Kampf bereit, nur auf ein Aufstandssignal aus Berlin gewartet hatten, so ungewiß bleibt, ob die preußische Polizei sich wirklich für eine Regierung geschlagen hätte. Eine Mehrheit im Landtag hatte sie nach den letzten Wahlen nicht mehr und war zwar legitim, aber doch nur auf die Geschäftsordnung gestützt, noch im Amt, weil sich der neugewählte Landtag nicht auf eine neue Regierung hatte einigen können.⁸¹ Immerhin konnte Papen sein Vorgehen auf eine Notverordnung Hindenburgs stützen, der obersten Autorität im Reich, der erst drei Monate zuvor mit den Stimmen der Sozialdemokraten wiedergewählt worden war.

Hätte Preußens Polizei wirklich gegen den Reichspräsidenten Front gemacht, der den militärischen Ausnahmezustand verkündet und damit keinen Zweifel daran gelassen hatte, notfalls die Reichswehr gegen sie ins Feld zu führen? Und wenn doch, hätten die preußischen »Schupos« mit ihren leichten Waffen, unterstützt von weit schlechter gerüsteten Reichsbanner-Einheiten, gegen die schwer bewaffnete Reichswehr, welche SA und Stahlhelm als Hilfstruppen ausrüsten konnte, überhaupt eine Chance gehabt? Skepsis ist angebracht, letztlich muß die Frage offen bleiben. Doch der Lübecker Herbert Frahm meinte in jenen Tagen besonders gut zu wissen, wie recht er daran getan habe, sich von der SPD loszusagen und sich einer radikalen, linksrevolutionären Gruppe anzuschließen, die im außerparlamentarischen Kampf den Vormarsch der NSDAP stoppen wollte. Im *Volksboten* des Chefredakteurs Leber las er weder einen Aufruf an das Reichsbanner, zu den Waffen zu greifen, noch einen Appell an die Arbeiter zum Generalstreik, statt dessen Ermahnungen zum Stillhalten. Leber folgt ganz der Berliner Parteilinie. Zwar ist in seinen Artikeln von innerlicher Empörung bis zur Siedehitze die Rede, mit der sich »unsere Kameraden« dem

»obersten Gebot der Arbeiterbewegung« gefügt hätten, das da laute: Disziplin. Aber es heißt auch: »Wir sind nicht töricht und verantwortungslos genug, deutsche Arbeiter vor die Mündung schußbereiter Maschinengewehre zu treiben, solange noch ein Funken Hoffnung da ist, dem Recht und der Verfassung ohne Blutvergießen Gehör zu verschaffen.«⁸² Der *Volksbote* spielte damit auf die Tatsache an, daß die sozialdemokratische Führung das Vorgehen Papens gegen die legal amtierende Regierung Braun/Severin vor dem Reichsgericht anfechten wollte.

Die vielbeschworene »Eiserne Front«, jene Gründung aus Reichsbanner, gewerkschaftlichen Hammerschaften und Arbeitersportbund, als Gegengründung zur Harzburger Front gedacht, hatte sich als tönern erwiesen, über eine Million Reichsbanner männer, die in Bereitschaft gelegen hatten, wurden von der Parteiführung nach Hause geschickt. Herbert Frahm wertete dies damals als ein feiges, unverantwortliches Ausweichen vor der entscheidenden Auseinandersetzung. Noch der späte Willy Brandt wird die Entschuldigung Severings, er habe nicht auf Kosten seiner preußischen Polizeibeamten tapfer sein wollen, nicht gelten lassen. Er ist überzeugt davon, man hätte am 20. Juli 1932, diesem »schrecklichen Tag«, nicht kapitulieren dürfen, sondern kämpfen müssen: »... daß nichts wert ist, wer sich nicht wehrt, hätte man wissen müssen. Demokratischer Kampfesmut hätte nicht nur den Nazis die Siegesgewißheit genommen, sondern auch kommunistische Anhänger – kaum die bolschewistischen Führer – beeindruckt. Daß die KPD soviel Zulauf fand, hatte mit dem Kleinmut derer zu tun, mit denen sie konkurrierte.«⁸³

Ob Mitglieder der Kommunistischen Partei eine militärische Aktion der sozialdemokratischen Eisernen Front unterstützt hätten, scheint allerdings mehr als fraglich, denn im Preußischen Landtag – und das zeigt die aussichtslose Lage, in der sich überzeugte Republikaner am Ende der Weimarer Republik befanden – hatte die KPD, parallel zu den Nationalsozialisten, die amtierende Regierung Braun/Severing erbittert bekämpft und ihren Rücktritt gefordert. Brandts Urteil über den 20. Juli 1932 ist wesentlich von seinen Erfahrungen im Exil bestimmt. In Norwegen mußte er erleben, daß die österreichischen Sozialisten, deren Schutzbündler sich gegen das Verbot durch den austrofaschistischen Kanzler Dollfuß aufgelehnt hatten, als Emigranten mit sehr viel mehr Respekt

empfangen wurden als die Vertreter der einst stolzen und mächtigen deutschen Arbeiterbewegung, die so schmachlich abgetreten war. Zwar waren auch die Schutzbündler nach einigen Tagen bewaffneter Auseinandersetzung unterlegen, aber Brandt meint, ihr Auflehnen habe wenigstens jenes Ausmaß an »Demoralisierung« verhindert, das die »kampflöse Niederlage« in Deutschland zweifellos bewirkte.⁸⁴ »In offenem Kampf zu unterliegen, ist tragisch – kampflös zu kapitulieren, macht die Tragödie zur Farce«, heißt es bei Lania. »Sie nimmt dem Geschlagenen das Letzte, das er besitzt, das Kostbarste: seine Selbstachtung.«⁸⁵

Der Wandlungsprozeß hin zum Radikalen, schrieb Herbert Frahm jetzt in der *Sozialistischen Arbeiterzeitung*, der Tageszeitung der SAP, habe sich bei ihm und seinen Freunden aus der ehemaligen SAJ so weit vollzogen, »daß wir der SPD ideologisch nicht näher stehen als irgendeiner anderen proletarischen Partei. Im Gegenteil, vielleicht stehen wir der SPD am wenigsten nahe.«⁸⁶ Gut ein Viertel seiner Lübecker SAJ war ihm in die neue Partei gefolgt und hatte ihn zum Vorsitzenden ihres »Sozialistischen Jugendverbands« (SVJ) gekürt. Unbedingter denn je zog er, jetzt als Mitglied des örtlichen SAP-Parteivorstands zuständig für Agitation und Propaganda, von kleinen zu kleinsten Versammlungen und entwarf Flugblätter und Plakate. Die freie Rede fiel ihm leichter als später, er wurde zu einem »Parteiführer im kleinen«, wie es in seinen Erinnerungen heißt; als mecklenburgische Genossen ihn 1932 baten, für den Landtag zu kandidieren, waren sie verblüfft, daß er das nötige Alter für das passive Wahlrecht noch nicht besaß.⁸⁷

Ursprünglich hatte er nach dem Abitur im Februar 1932 Geschichte und Germanistik studieren wollen, doch weil das Studium nach dem Bruch mit Leber in unerreichbare Ferne entrückt war, lernte er ab Mai nun das »Klarieren und Konnosieren«, das Vermitteln und Deklarieren von Frachten und das Ausfüllen von Zollpapieren. Als Volontär der Lübecker Schiffsmaklerfirma F. H. Bertling, die im Reederei-, Speditions- und Versicherungsgeschäft tätig war, nahm er den Kapitänen kleiner skandinavischer und holländischer Schiffe die Zollformalitäten ab. Zwar gab ihm die Arbeit Gelegenheit, seine rudimentären Kenntnisse der skandinavischen Sprachen auszubauen; auch konnte er, der zu Hause beim Großvater und in der Grundschule ja Platt gesprochen hatte, bald mühe-

los mit niederländischen und flämischen Seeleuten parlieren. Doch interessierte ihn die Arbeit wenig, so daß der größere Teil seiner Energie nach Feierabend und an den Wochenenden der SAP zugute kam, deren Gründung von vielen linksbürgerlichen Intellektuellen, darunter Albert Einstein, geradezu enthusiastisch begrüßt worden war. So erhoffte sich Carl von Ossietzky, der Herausgeber der *Weltbühne*, von der SAP, daß sie besten sozialdemokratischen Geist retten und, was in der SPD noch an Kampfeslust und Vitalität vorhanden sei, aus der »Erstarrung der Formen« erlösen könne. Weil die Tolerierungspolitik entnervend gewirkt habe, sei ihr Funktionärstum dazu nicht mehr in der Lage. Und Lion Feuchtwanger schrieb, er sei einer jener deutschen Schriftsteller, die sich nach einer sinnvolleren Ordnung der deutschen Dinge gesehnt, aber bislang in keine politische Organisation gefunden hätten, »zu der wir Ja sagen konnten«. So gratulierte er den SAP-Parteigründern – »Ihnen und uns allen, daß Sie endlich eine solche Organisation geschaffen haben.«⁸⁸

Nach ihrem Programm wollte die SAP an die besten Traditionen der Vorkriegs-SPD anknüpfen, aber letztlich blieb jedem einzelnen Mitglied überlassen, was es persönlich für diese besten Traditionen hielt. Die Abgrenzung sowohl zur KPD wie zur SPD sei undeutlich geblieben, moniert der Sozialhistoriker Hanno Drechsler, »weil nirgendwo Charakter und Zielsetzung der neuen Partei präzise umschrieben« worden seien.⁸⁹ Folgt man ihm, der die erste gründliche Arbeit über die neue Partei vorgelegt hat, dann ist deren Geschichte von Fraktionskämpfen, Intrigen und Winkelzügen gezeichnet, von Ein- und Austrittsbewegungen verschiedener linker Grüppchen, die sich, wie bei echten Sektierern und Dogmatikern üblich, aufs Heftigste gegenseitig bekämpften. Je nach Schaden oder Nutzen traten dabei Mehrheit und Minderheit einmal als Befürworter, dann wieder als Gegner der innerparteilichen Demokratie auf. Es ging um Krieg und Revolution, wobei die Pazifisten in der SAP mit der Linken im Streit lagen, welche eine pazifistische Orientierung für unvereinbar hielt mit dem Charakter einer revolutionären Partei.

Nach Drechsler war die SAP stark von Otto Bauer und dem Austromarxismus beeinflusst, einer Tatsache, die besonders in der Haltung der SAP zur Sowjetunion spürbar wurde. Unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise hatte Bauer die sozialökonomi-

schen Prozesse im Reich der Bolschewiki als inhaltlich proletarisch-sozialistischen Prozeß charakterisiert, also in seinem Sinne als eine durchaus positive Entwicklung, die allerdings einen erheblichen Pferdefuß hatte: Angesichts der Rückständigkeit Rußlands konnte sie sich nur unter den Bedingungen einer terroristischen Diktatur vollziehen. Doch hegte Bauer die Hoffnung, daß mit steigendem Lebensstandard der Terror durch schrittweise Demokratisierung des Regimes abgebaut werden könne.⁹⁰ In der Prinzipienklärung der SAP finden sich seine Überlegungen wieder, denn es heißt dort, unter Führung der kommunistischen Partei, welche die Diktatur der Arbeiterklasse zum »machtvollen Instrument des Proletariats« gestalte, würden in der Sowjetunion die Grundlagen für die Verwirklichung des Sozialismus geschaffen. Mehr noch als die Überlegungen Bauers finden sich in der Prinzipienklärung der SAP Überlegungen von Mitgliedern der ehemaligen KPO-Minderheit um Jacob Walcher und Paul Frölich, die zur SAP gestoßen sind und ihr Urteil über die Sowjetunion weitgehend auf die Erkenntnisse Trotzki stützen.

»Schwierigkeiten beim Aufbau« des Sozialismus in der Sowjetunion buchte die SAP nun vorrangig auf das Konto vorrevolutionärer, zaristischer Zeiten, der nach Bauer im zurückgebliebenen Rußland nötige Terrorismus wurde unter dem Einfluß Walchers und Frölichs eher beschönigend und entschuldigend zur Kenntnis genommen. Allerdings waren dieser Einschätzung in der Prinzipienklärung heftige Auseinandersetzungen vorausgegangen, und die Stellung zur Sowjetunion wird auch in der Emigration, vor allem nach den Moskauer Prozessen gegen die alten Bolschewiki 1936 und nach dem deutsch-sowjetischen Pakt 1939 innerhalb der SAP äußerst kontrovers diskutiert werden.

Zwar fordert die SAP eine neue Einheitspartei, aber ihr Nahziel bleibt zunächst die Einheitsfront, das Zusammenwirken noch selbständiger Organisationen bei gemeinsamen Aktionen. In einem offenen Brief schlägt ihre Führung 32 Kundgebungen gegen die neue Notverordnung und die Verelendung der Arbeiterklasse vor – bei gleicher Redezeit für jede Organisation, ganz gleich, wie stark sie sei. Da die KPD dies empört ablehnt und auch die SPD die kalte Schulter zeigt, weil sie mit den Spaltern nicht zusammenarbeiten will, muß sich die SAP mit der Teilnahme von Splittergruppen

zufriedengeben. Und weil ihr großer Traum, zum Sammelbecken all jener zu werden, die eine einige Arbeiterbewegung erstreben, nie in Erfüllung geht, wird auch die SAP selbst stets eine Splittergruppe bleiben. Ganze 72 630 Wähler, das sind gerade einmal 0,2 Prozent, machten bei den Reichstagswahlen am 31. Juli ihr Kreuz für die SAP, die damit nicht ein einziges Mandat erringen konnte; bei den Novemberwahlen desselben Jahres hatte sie nur noch 45 000 Wähler oder 0,1 Prozent. Zwar konnte sich die SAP in Lübeck im November 1932 etwas besser als im Reich behaupten, sie errang immerhin das Doppelte, nämlich 0,2 Prozent der Stimmen; doch waren dies nicht mehr als 190 Wähler. So groß muß die Enttäuschung in der Lübecker Arbeiterschaft über die neue Partei gewesen sein, daß es ihrem Hauptwahlkampfredner Frahm nur mit Mühe gelang, die auf 200 Mitglieder geschätzte eigene Hausmacht bei der Stange zu halten. Als Wunderwaffe im Wahlkampf hat der junge Lübecker Agitpropchef sich mit dieser Leistung nicht erwiesen. Ein halbes Jahrhundert später wird Brandt von einer Kette bitterer Enttäuschungen sprechen und die Gründung einer linkssozialistischen Partei einen Fehler nennen, auch wenn die Gesinnung, aus der heraus er gehandelt habe, keiner Entschuldigung bedürfe.⁹¹

Doch im Winter 1932/33 ließ sich Herbert Frahm weder durch Mißerfolge noch durch zunehmende Fraktionskämpfe entmutigen, im Gegenteil, er wurde eher unbedingter, gläubiger und kampfentschlossener, ganz im Sinne jenes Appells der SAP-Führung, mit dem sie ihre Anhänger nach dem Wahldebakel moralisch aufzurüsten suchte. Nicht der Tageserfolg, hieß es in dem Aufruf, sei für eine revolutionäre Partei entscheidend, sondern allein die Frage, »ob die Partei mit ihren Grundsätzen und ihrer Politik recht hat.«⁹² Lassen Niederlagen dogmenstrenge Sektierer nicht noch enger und fester zusammenstehen, bewirken politische Schicksalsschläge nicht, daß sie widrigen Realitäten noch hartnäckiger, noch entschlossener, ja verböhrender Trotz bieten? Unverdrossen schrieb Herbert Frahm Artikel im Blatt der SAP, er verteilte Zeitungen und drückte von ihm verfaßte Flugblätter den Arbeitern vor den Docks, Werften und Fabriken Lübecks bei Feierabend in die Hand. Selbst innerhalb der ohnehin linken SAP steuerte er nach links und fühlte sich zu Jacob Walcher, Paul Frölich und August Enderle hingezogen, ehemaligen Kommunisten, die aus Krieg und Revolution über kon-

spirative Erfahrungen verfügen, Kenntnisse, die nach dem 30. Januar 1933 zunehmend wichtiger wurden.⁹³ Walcher und Frölich sprachen von der demokratischen Verfassung der Republik oft als »kretinistischem Parlamentarismus«, den sie durch die konsequente Diktatur des Proletariats ersetzen wollten. Sie kämpften für einen kommunistischen Charakter der SAP und wollten deren alte Führung stürzen. Ihr Ziel war allerdings ein »reiner Kommunismus«, eine kommunistische Internationale, die alle Bindungen an die von der KPdSU beherrschte Komintern abstreifen und damit den sowjetischen Staatsinteressen nicht länger untergeordnet sein sollte.

Hitler amtierte bereits seit einem Monat in der Reichskanzlei, die Parteizeitung durfte seit dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 nicht mehr erscheinen, da löste der SAP-Vorstand am 3. März die Partei einfach auf. Nur Massenbewegungen, nicht Splitterparteien könnten den Ansturm des Faschismus aufhalten, meinten jetzt die Begründer der SAP. Max Seydewitz empfahl der Mitgliedschaft deshalb den Beitritt zur SPD, Kurt Rosenfeld dagegen rief zum Eintritt in die KPD auf. Kamen beide mit diesem Beschluß der eigenen Entmachtung durch die Parteilinke nur zuvor, wie Drechsler meint? Jedenfalls widersetzten sich Walcher, Frölich und die Linke dem Auflösungsbeschluß. Um die Partei zu retten, riefen sie alle Mitglieder, die dem Beschluß von Seydewitz und Rosenfeld nicht folgen wollten, zu einem illegalen Parteitag am 11. und 12. März in eine Gastwirtschaft in einem Vorort Dresdens.

Herbert Frahm, von dem auf ihn eingeschworenen Lübecker SAP-Ortsverein delegiert, der ja weitgehend identisch war mit den früheren Mitgliedern seiner alten SAJ-Gruppe, nahm den Zug nach Dresden via Berlin und setzte die Gymnasiastenmütze auf, die er als Oberprimaner des Johanneums getragen hatte. Dem inzwischen 19jährigen schien sie die geeignete Tarnung, doch »in Wirklichkeit«, schreibt er später, war diese Camouflage alles andere denn intelligent gewählt, sie kam eher »einem Steckbrief nahe«.⁹⁴ Fast alle der sechzig Delegierten legten sich Decknamen zu – Herbert Frahm wählte den Namen, der zu seinem Kampfnamen wurde und den er von jetzt an sein ganzes Leben tragen wird: Willy Brandt. Etwa sechzig Delegierte entschieden in Dresden, die SAP weiterzuführen, wählten einen illegalen Vorstand, der sich jetzt Reichsleitung nannte, und beschlossen, den »Befreiungskampf« im Reich in den Mittel-

punkt ihrer illegalen Arbeit zu stellen. Um den Organisationen im Untergrund vom Ausland her mit Material und Informationen zu helfen, wurde die Errichtung von Auslandsstützpunkten geplant. Den Aufbau in Paris sollte Jacob Walcher leiten, für Oslo, dem im Konzept der SAP besondere Bedeutung zukam, nominierten die Delegierten Paul Frölich. Weil die norwegische Arbeiterpartei weit links von den deutschen Sozialdemokraten stand, versprach sich die SAP besonderes Verständnis der norwegischen Genossen für die eigenen politischen Positionen, aber auch die finanzielle Förderung ihrer illegalen Arbeit im Reich.

»Wenn die Arbeiter zusammenstehen, müssen Hitler und Papen stempeln gehen« – die griffige Parole findet sich in einem auf der Schreibmaschine getippten Lübecker Flugblatt, das erhalten blieb, mit den Worten »Briefe an einen Jungarbeiter« überschrieben ist und die Handschrift Willy Brandts, des örtlichen SAP-Propagandachefs, trägt. Besser als seine spät niedergeschriebenen Erinnerungen gibt es Einblick in Brandts Denken und Fühlen wenige Monate nach Hitlers Regierungsantritt. Daß es die Nazis gewesen sind, die den Reichstagsbrand als »letzte große Wahlreklame« vorbereitet und durchgeführt haben, ist für ihn »schon heute genau festgestellt«, schreibt er im ersten Teil des Flugblatts, einem »Brief aus Deutschland«. Freilich gibt er damit nur wieder, was auf der Linken gängige Überzeugung war und bleiben sollte, bis Fritz Tobias Anfang der sechziger Jahre mit der These von der Alleintäterschaft des Brandstifters van der Lubbe derlei antifaschistische *political correctness* nachhaltig erschütterte.

Interessanter dagegen die Ursachen, mit denen er den Zusammenbruch der deutschen Linken erklärt: Wenn Hitler und seine SA »ihre Stiefel in unseren Nacken« setzen konnten, dann sei vorrangig schuldig der »sogenannte Reformismus« von Gewerkschaften und SPD. Der Willy Brandt vom März 1933 hat keine Zweifel daran, daß die Sozialdemokraten zu »Totengräbern der Sache des Proletariats« geworden sind und den Faschisten den Weg bereitet haben, weil sie den Arbeitern die Begriffe Demokratie und Republik als Heiligtümer eingeredet hätten. Es seien eben Sozialdemokraten gewesen, die mit den »Todfeinden der Arbeiterklasse Arm in Arm« marschierten, mit ihnen in der Regierung saßen und noch deren Herrschaft duldeten, »als sie selbst bereits den Fußtritt erhal-

ten hatten«. Von dem späteren und verlogenen antifaschistischen Gründungsmythos der SED und der DDR ist das so weit nicht entfernt. Zwar kritisiert er auch die Kommunisten, aber die Kritik an ihnen fällt eher maßvoll aus: Trotz der imposanten Millionenstimmen, die sie erhielt, habe sich die KPD, die Partei des revolutionären Flügels, nicht als fähig erwiesen, die Massen zu sammeln und sie »in den Kampf zu führen gegen den Faschismus, für die proletarische Diktatur«. Etwas pathetisch klingt dann seine Verheißung, »unter den Schlägen des Faschismus« würden »neue Kader revolutionärer Arbeiter entstehen« und die Trümmer der großen Arbeiterorganisationen, nunmehr gereinigt von »Geschäftssozialisten, Parolenschustern, Überläufern«, zu einer erneuerten deutschen Arbeiterbewegung zusammenführen.

Im zweiten Teil dieses Flugblattes, einem »Brief aus dem Ausland«, als dessen Autor Brandt allerdings nicht nachgewiesen ist, wird mit der SPD noch schärfer ins Gericht gegangen, denn dort fällt das tückische Wort vom »Arbeiterverrat«. Deutlicher als im ersten Brief werden hier allerdings auch KPD und Komintern kritisiert: Die KPD sei nur ein »ausführendes Organ der Stalinfraktion« (in der Komintern) gewesen; aus den Fehlern der falschen kommunistischen Gewerkschafts- und Einheitsfrontpolitik müßten die kommunistischen Genossen lernen, aber auch – Trotzki läßt grüßen! – aus den Irrtümern der Stalinschen »Theorie des Aufbaus des Sozialismus in einem Lande und der bürokratischen Herrschaft innerhalb der Komintern«, damit sie zum wahren Marxismus-Leninismus zurückkehren könnten.⁹⁵

Es sind solche Flugblätter, mit denen Brandt und sein kleines Häuflein politischer Freunde in den ersten Wochen und Monaten der Illegalität ihre politische Arbeit in Lübeck fortsetzen. Die Wachsmatrizen werden von einer jungen Frau in ihrer Wohnung geschrieben und dann unter dem Teppich versteckt. Nachts steigen die jungen SAP-Genossen über den Dachboden in das Büro eines Bekannten ein und setzen den dort vorhandenen Vervielfältigungsapparat in Betrieb. Eine Nacht später schleicht man sich von hinten durch die Gärten an die Hausbriefkästen an und wirft die Flugblätter ein – so erinnert es Emil Peters, ein SAP-Genosse von Brandt und damals Referendar beim Landgericht.⁹⁶ Als diejenige Arbeiterpartei, die nach dem Urteil Hanno Drechslers gegen Ende

der Weimarer Republik an Einsicht in die Notwendigkeit einer Einheitsfront allen anderen überlegen gewesen sei, rechnet sich die SAP im Untergrund besondere Chancen aus – größere jedenfalls, als es dem organisatorischen Gewicht eines kleinen Haufens entspricht, der bestenfalls zwölftausend Mitglieder zählt.

Bei seinem ersten konspirativen Unternehmen ist das Glück Willy Brandt allerdings nicht hold. Am Rande des Dresdner Parteitags war er vom neuen Vorstand beauftragt worden, die Ausreise Paul Frölichs nach Norwegen zu organisieren. Von Beruf Redakteur und Schriftsteller, der als Rosa-Luxemburg-Biograph bekannt geworden und lange Zeit Mitglied des Reichstags gewesen war, gehörte Frölich dem SAP-Vorstand an. Da er bereits steckbrieflich gesucht wurde und die neuen Machthaber die Kontrollen an den Grenzen verstärkt hatten, kam nur die Überfahrt bei Nacht mit einem Fischerboot in Frage. Brandt nahm deshalb Kontakt zu Hans Bruhn vom Lübecker Kommunistischen Jugendverband auf, der Verbindungen zu Fischern auf Fehmarn hatte. Doch Bruhn wird in Lemkenhafen von einem SA-Mann erkannt, und wenig später, am 21. März 1933, verhaftet Polizei den als Fischer verkleideten Frölich in Landkirchen auf Fehmarn.⁹⁷

Trotz dieses Fehlschlags und trotz seiner jungen Jahre erhielt Brandt, so seine eigene Darstellung, nunmehr den Auftrag der Reichsleitung, an Frölichs Stelle selbst nach Norwegen zu gehen und in Oslo den geplanten Auslandsstützpunkt aufzubauen. Anderen Quellen zufolge hat die SAP-Gruppe Lübeck dies eigenständig entschieden, weil sie nicht nur glaubte, die Gestapo fahnde nach Brandt als dem Verfasser beschlagnahmter Flugblätter, sondern weil sie ihn nach der Verhaftung Frölichs auch für besonders gefährdet hielt.⁹⁸ Zwar nannte Frölich selbst unter Folter nicht die Namen seiner Fluchthelfer und wurde für die restlichen Monate des Jahres 1933 ins KZ Lichtenburg gesperrt – aber wie hätte die SAP-Gruppe Lübeck, die über keinen Informanten bei der Lübecker Polizei verfügte, von seinem beharrlichen, den jungen Fluchthelfer schützenden Schweigen wissen können? Zudem hatte Brandt bereits die Aufmerksamkeit möglicher Verfolger auf sich gelenkt, als er am 6. Februar in der Lübecker Holstenhalle bei einer Massenversammlung der »Antifaschistischen Aktion« als SAP-Redner zum einheitlichen Kampf aller Arbeiterorganisationen gegen den Faschismus aufrief.⁹⁹

Um den Weggang Brandts aus Lübeck ranken sich später gleich mehrere Fluchtlegenden. Rechtsradikale Gegner werden im Wahlkampf 1972 sogar behaupten, er sei vor dem Staatsanwalt geflohen, denn er habe den Mord an einem SA-Mann auf dem Gewissen, der bei einer Schlägerei mit Julius Leber und seinen Leibwächtern vom Reichsbanner umgekommen war – eine üble Verleumdung, denn Brandt hat an dieser Schlägerei in der Nacht vom 30. Januar 1933 in der Lübecker Hundegasse nachweislich nicht teilgenommen. 1957 sagte er der Journalistin Ilse Elsner von der *Welt* in einem Interview, er wisse selbst nicht, ob seine Flucht aus Lübeck 1933 »unbedingt nötig war oder nicht«. ¹⁰⁰ Emigrierte er also aus freiem Willen, ohne Gefahr im Verzuge, und verließ das Land nur im Auftrage seiner Partei?

In einer gründlichen Untersuchung über Brandts Ausbürgerung beantwortet der Historiker und Politologe Hans Georg Lehmann die Frage mit einem klaren Ja. Die Polizei habe zunächst gar nicht bemerkt, daß Brandt aus Lübeck verschwunden sei, und später geglaubt, er sei erst am 14. Juni weggegangen. Zentrales Motiv, sich aus Deutschland abzusetzen, ist für Lehmann mithin die Parteimission gewesen. Folgt man seinen Überlegungen, hat Brandt die Motive seiner Emigration später so zurechtgerückt, »wie er sie nachträglich als sozialdemokratischer Bundeskanzler zu sehen wünschte«. Lehmann spricht von einer »autobiographisch verengten Sichtweise« Brandts, bei der die Parteiorder, in Oslo einen Auslandsstützpunkt aufzubauen, nach und nach in den Hintergrund getreten und der Akzent statt dessen ganz auf die drohende Verfolgung und die Notwendigkeit der Flucht gelegt worden sei. Unkritische Leser, vor allem Verehrer, seien dadurch in dem Glauben oder dem Wunsch bestätigt worden, »als sei Brandt den NS-Häschern in höchster Not entronnen«. ¹⁰¹ Indes erscheint die Frage nach dem Motiv Brandts, Lübeck zu verlassen, wie der Streit um Kaisers Bart. Denn selbst wenn es objektiv Anfang April 1933 keine dringliche Gefährdung gab, der sich Willy Brandt durch Flucht entziehen mußte, hätte es sie nur zu bald gegeben. Wenige Tage nach seiner Abreise werden 14 Mitglieder seiner SAP-Gruppe wegen Verteilung von Flugblättern festgenommen, am 30. September 1933 viele seiner politischen Freunde aus Lübeck zu mehrmonatigen Haftstrafen verurteilt. ¹⁰² Auch seine Freundin Gertrud

Meyer, eine Verkäuferin bei Karstadt in Lübeck, die Bruno Römer als ein »blondes, lustiges, lebensfrohes Mädchen« beschreibt, wird im Mai 1933 wegen ihrer politischen Tätigkeit für die SAP in Lübeck verhaftet. Sie hatte Glück, meint der norwegische Historiker Einhart Lorenz, denn bei einer Haussuchung fand man kein belastendes Material, und sie stand nicht unter Observation. Auch nach ihrer Freilassung wird sie nicht entdeckt, als sie die Reifen ihres Fahrrads mit illegalem Material vollstopft, um ihre politische Tätigkeit fortzusetzen.

Feigheit, meint Brandt in »Links und frei«, habe er sich in der Rückschau auf jene Jahre nicht vorzuwerfen. Doch fällt schon auf, daß er auch in diesem Bericht den Begriff Flucht in den Vordergrund rückt: »Eine sittliche Pflicht, im Dritten Reich zu bleiben und es dem Zufall zu überlassen, ob man schon früh in einem Keller erschlagen oder erst später in einem hassenswerten Krieg verheizt würde, konnte es nicht geben. Über den Entschluß zur Flucht mußte sich jeder selbst Rechenschaft ablegen. Mein Lebensweg blieb ohnehin atypisch.«¹⁰³ Lehmanns These von der »autobiographisch verengten Sichtweise« Brandts wird übrigens durch eine Notiz gestützt, die der Regierende Bürgermeister seinem Senatsdirektor Uhlitz zukommen läßt. Man schreibt das Jahr 1961, es herrscht Wahlkampf, und es geht darum, vor Gericht die üble Emigrantenhetze eines Hans Frederik zurückzuweisen. Deshalb legt Brandt in seinen Zeilen an Uhlitz Wert darauf, in den Unterlagen für das Gericht den Begriff »Emigrant« möglichst zu vermeiden und ihn durch den des »politischen Flüchtlings« zu ersetzen, zumal dieser korrekter sei. Seine Begründung ist die eines von rechtem Rufmord Verfolgten, wegen seiner früheren politischen Tätigkeit als Linksozialist immer wieder Verleumdeten, vielfach Leidgeprüften, dem als Emigranten die Fähigkeit abgesprochen wird, er könne jemals deutscher Kanzler sein: Den meisten Leuten, schreibt Brandt an Uhlitz, liege heute die Vorstellung nicht, »man sei so etwas ähnliches wie ›Berufsrevolutionär‹ gewesen«, auch wenn auf der Hand liege, »daß politische Flüchtlinge den Inhalt ihres Lebens darin sehen, daß das Gewaltregime, dem sie entwichen sind, gestürzt wird.«¹⁰⁴

Ende März vermitteln Freunde – SAP-Vorstandsmitglied Emil Peters und der Trommelschläger des Reichsbanners, Carl Griesen-

hagen – eine Verbindung zum Fischermeister Johannes Johannsen, einem treuen SPD-Mitglied in Travemünde, der als Kapitän die Privatjacht des Chefs der Drägerwerke betreut. Johannsen beauftragt seinen Stiefsohn, den Fischer Paul Stooß, der oft des Nachts zum Fischen aufs Meer fährt, Brandt an Bord zu nehmen und ins dänische Rödbyhavn überzusetzen.

Das genaue Datum läßt sich nicht mehr feststellen, aber es muß in den ersten Apriltagen gewesen sein, daß Willy Brandt um Mitternacht an Bord des Fischkutters TRA 10 geht, der mit Motor und Segel ausgerüstet ist. Großvater hat ihm vor der Reise 100 Mark zugesteckt, die er von seinem Sparbuch nahm. In einer Aktentasche führt Brandt nur ein paar Hemden und den ersten Band des »Kapital« von Karl Marx mit, Lektüre, die ihm freilich nicht dazu verhilft, »je ein geeichter Marxist zu werden«, wie er später spöttisch bemerkt.¹⁰⁵ Verborgen hinter Kisten und Tauwerk, bleibt er bei einer Routinekontrolle des Zolls unentdeckt.

Erscheint ihm diese Reise, weil sie einen Bruch mit seinem bisherigen Leben bedeutet, in der Rückschau dramatischer, als sie gewesen ist? Oder hat sein Memoirenschreiber Leo Lania den Vorgang um des Effektes willen aufgebauscht? Was das Wetter angeht, klaffen die Einschätzungen von Kapitän und geheimem Passagier jedenfalls weit auseinander. Stooß behauptet, sie seien bei klarem Wetter über eine ruhige See zur dänischen Insel Lolland gesegelt.¹⁰⁶ Lania legt Brandt in den Mund, es habe sich um die schlimmste Reise gehandelt, die er in seinem Leben je mitgemacht habe: »Das Wetter war fürchterlich, die Qualen der Seekrankheit erschienen mir unerträglich.« Als sie glücklich in Rödbyhavn gelandet seien, habe er kaum auf den Beinen stehen können.

So beginnt, der Jungfunktionär zählt noch keine 20 Lenze, das Abenteuer der Emigration, in der er dann sehr wohl auf die Beine zu fallen versteht. Durch den Anschluß an die SAP hat sich sein geistiger und politischer Horizont eher verengt. Durch die Erfahrungen in Skandinavien, die Schule des Nordens, wie Brandt sie einmal nennt, wird er wieder geweitet – vom Dogma weg zur Entdeckung der realen Welt. Lübeck wird er erst nach dem Kriege wiedersehen, als er, dann Korrespondent für norwegische Blätter und auf dem Wege zum Nürnberger Prozeß, von Bremen aus im Wagen des Bürgermeisters Wilhelm Kaisen einen Abstecher zu seiner Mutter macht.

NORWEGISCHE SPUREN

Abkehr vom Dogmatismus

Zwei norwegische Bauern sitzen schweigend bei einer Flasche Aquavit und haben sie bereits halb geleert. Da sagt der eine plötzlich: Skål! Der andere daraufhin: Willst du nun saufen oder willst du reden? So lautete Willy Brandts Lieblingswitz über die bedächtigen, eigenbrötlerischen Norweger, den er oft und, als Meister im Variieren, in verschiedensten Fassungen erzählt hat.

Norwegische Zurückhaltung und norwegisches *understatement* zu verstehen, dafür brauchte selbst der Norwegen-Emigrant Max Tau einige Zeit, obschon er zuvor als Lektor die norwegische Autorin Sigrid Undset in Deutschland bekannt gemacht und damit ihren Weltruhm begründet hatte. Es sei schwer für ihn gewesen, durch die Sprache hindurchzusehen und ihren Gefühlswert zu erkennen. Auf die Frage, wie es einem gehe, habe sein norwegischer Freund stets mit einem »ikke så allerverst« – auf Deutsch: nicht ganz so übel – geantwortet. Als er ihn daraufhin zur Rede stellte und fragte, was ihn denn bedrücke, habe der Freund gesagt: Ihm fehle nichts, aber in Norwegen wage man eben nicht zu sagen, was den Deutschen offenbar ganz leicht falle – daß es einem gut gehe.¹ Max Tau, der erste Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels, kam aus jüdischem Haus in Oberschlesien, vor der erzwungenen Emigration hatte er erst im fröhlichen, lebenslustigen Trier, dann im diskussionsfreudigen, ja geschwätzigem Berlin gelebt. Der eher verschlossene, auf Distanz bedachte Norddeutsche Willy Brandt dagegen, der es von Jugend auf gewohnt ist, mit sich allein auszukommen, fühlt sich unter den herben, wortkargen Norwegern schnell wohl, zumal er hinter der demonstrativ zur Schau getragenen Zurückhaltung bald deren Ehrlichkeit und Offenheit, ihre Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und Freiheitsliebe erkennt und schätzen lernt. Oslo mit seinen 250 000 Einwohnern kennt keine

Straßenschluchten, die ihn in Berlin, bei seinem ersten Besuch, auf der Durchreise zum Dresdner SAP-Parteitag, bedrückt haben und später in New York den Atem nehmen werden.² Es ist eine breit hingelagerte Stadt am Fjord, ebenso weltoffen wie provinziell, überschaubar und ihm deshalb bald vertraut. Jeder scheint hier jeden zu kennen, steife Förmlichkeit im Umgang gibt es in einer Gesellschaft nicht, die niemals höfisch-aristokratisch nach französischem Vorbild ausgerichtet war.³ Als Stefan Szende, Brandts Freund und Mitglied der SAP-Gruppe in Stockholm, 1938 zu einem Vortrag nach Oslo kommt, zeigt er sich beeindruckt von den einfachen, aber demokratischen Umgangsformen. Er sitzt im Theatercafé, dem Treffpunkt des intellektuellen Oslo, und ist ins Gespräch vertieft mit Arne Ordning, einem Professor am Osloer Nobelinstitut, da tritt ein hochgewachsener, schlanker Mann an ihren Tisch, reicht ihm die Hand, setzt sich dazu und nimmt am Gedankenaustausch teil. Es ist Oscar Torp, Vorsitzender der Arbeiterpartei, seit kurzem Sozialminister, davor Verteidigungsminister. Wo gibt es noch ein Land, fragt Szende, in dem selbstverständlich ist, daß ein Minister, zugleich Vorsitzender der regierenden Partei, sich zu einem Fremden an den Tisch setzt und einfach mitparliert?⁴

Mit seinen 19 Jahren gehört Brandt nicht zu jenen Emigranten, die einer erfolgreichen Karriere, gesicherten Existenz oder ihrem Vermögen nachtrauern könnten. Viel zu verlieren hat er als Proletarietkind und Volontär einer Lübecker Schiffsmaklerfirma wahrlich nicht, auch ist er noch nicht in jenem Alter, in dem es schwerfällt, in einem fremden Land Wurzeln zu fassen. Einfügen will er sich in die neue Umgebung, nicht Außenseiter bleiben, nur nicht jener typische Emigrant werden, der stets von der alten Heimat träumt und für die Gegenwart keinen Blick hat, weil er die Wochen, Monate oder Jahre bis zur Heimkehr zählt. Nein, ein Fremder im Exil, wie Nelly Sachs ihn sah – der Fremde, der die Heimat im Arm hält wie eine Waise –, ein solcher Fremder will er nicht sein.⁵

Schnell lernt er Norwegisch, was ihm nicht nur wegen seiner Kenntnis des Plattdeutschen leicht fällt, sondern weil er die Gabe besitzt, »mit den Ohren zu lernen«. David Binder, dem er das später zu Protokoll geben wird, schreibt von einem »parrots-gift«, der Begabung des Papageien, über die Brandt verfügte und die dessen besondere Sprachbegabung erklären mochte.⁶ Dazu kommt, daß

die Grammatik der neuen Sprache relativ einfach ist, viele Redewendungen und Worte neben dem Platt auch dem Englischen ähneln und ein relativ geringer Wortschatz eine gute Verständigung erlaubt. Sein erster Artikel in Norwegen erscheint noch auf deutsch – in *Norges Gymnasiastblad*, der Zeitschrift der sozialistischen Gymnasiastunion. Auf den meisten Gymnasien Norwegens wird damals Deutsch als erste Fremdsprache gelehrt, denn im Gegensatz zum anglophilen Handelsbürgertum ist das norwegische Bildungsbürgertum – bis zum Kriegsausbruch jedenfalls – am deutschen Kulturkreis orientiert und germanophil eingestellt. Deutsche Professoren, die als Emigranten nach Norwegen kamen, meint Einhart Lorenz⁷, hatten keine Probleme damit, ihre Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten oder ihre Beiträge in wissenschaftlichen Publikationen deutsch zu veröffentlichen.

Doch schon Brandts nächste Artikel, die er in Zeitungen und Zeitschriften der Arbeiterpartei und der Gewerkschaften veröffentlicht und die er oft mit Felix, F(elix) Franke oder Martin zeichnet, werden auf norwegisch verfaßt. Seinen ersten Vortrag hält er kurz nach seiner Ankunft auf einer »Sozialistischen Tagesschule« vor Vertrauensleuten der norwegischen Arbeiterpartei (Det norske Arbeiderparti, DNA). Unter den Zuhörern befindet sich der spätere norwegische Ministerpräsident Trygve Bratteli, gedolmetscht wird von Aase Lionæs, der späteren Vorsitzenden des Nobelkomitees. Als er einen Monat später zu einem zweiten Vortrag gebeten wird, kann er bereits auf ihre Übersetzungskünste verzichten – er hat, so Einhart Lorenz, inzwischen so viel Norwegisch gelernt, daß er sich selbst verständlich machen kann.⁸

Wenn Willy Brandt in Norwegen schnell Fuß fassen konnte, hat dies vor allem mit dem sozialistischen Milieu zu tun, das ihn aufnimmt, das internationalistisch denkt und ihm schon immer Heimat gewesen ist – die wichtigere vielleicht als Lübeck oder das jetzt nationalsozialistisch regierte Deutschland. Sicher, dieser norwegische Sozialismus hat andere, für ihn zum Teil befremdliche Akzente, von denen gleich die Rede sein muß. Aber die neuen Genossen sind nicht nur hilfsbereit, sondern auch neugierig und wollen erfahren, wie es zum Zusammenbruch der deutschen Arbeiterbewegung hatte kommen können. Warum ist sie, die doch so mächtig und stolz war, kampflös abgetreten, warum hat Hitler in

Deutschland gesiegt? Das ist die Frage, welche die norwegischen Genossen immer wieder stellen, und ihr Wissensdurst erklärt zum guten Teil, warum der junge Fremdling Willy Brandt, Augenzeuge einer Katastrophe, die sich erst vor wenigen Monaten abgespielt hat, als Versammlungsredner und Artikelschreiber gefragt ist und sich einen Namen machen kann. Nicht zufällig trägt einer seiner ersten Artikel genau diese Frage als Überschrift.

Daß er bei seiner Ursachenforschung des traurigen Niedergangs die klassische Sozialdemokratie als Hauptschuldigen anprangert, macht ihn beim Gros der DNA populär, die sich selbst lange Zeit als linkssozialistisch versteht und ihr politisches Profil zwischen Kommunismus und klassischer Sozialdemokratie angesiedelt sieht. Allerdings gibt es in ihren Reihen auch Kritiker der Brandtschen Position, und sie werden zahlreicher in dem Maße, in dem die DNA selbst im Laufe der Jahre mehr zur Mitte rückt. Als in dem Buch »Tyskland under hakekorset« – »Deutschland unter dem Hakenkreuz« – ein Beitrag von ihm über die deutsche Arbeiterbewegung erscheint, moniert Halvard Lange, der Historiker und spätere Außenminister, Brandts Urteil sei zu einseitig und von Gesichtspunkten geprägt, »die im kommunistischen Flügel der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei herrschten«.⁹ Lange meinte natürlich die SAP, die Brandt in Norwegen noch immer vertritt.

Abweisend oder gar feindlich ist die Fremde für den jungen Mann aus Lübeck also nicht. Schon in Kopenhagen, wo er nach der Landung in Rödbyhavn auf Lolland erste Station gemacht hat, wurde er von Oscar Hansen aufgenommen, dem Jugendredakteur des dänischen *Socialdemokraten*, der Zeitung der damals in Dänemark regierenden Partei. Hansen war als Dichter, vor allem aber als Verfasser zahlloser Arbeiterlieder bekannt geworden. In seiner Wohnung im Stadtteil Brønshøj wohnte Brandt einige Tage, ehe er sich nach Oslo einschiffte und dort sofort Kontakt mit einem anderen Genossen suchte – mit Finn Moe, dem 31jährigen Außenpolitiker des *Arbejderbladet*, der offiziellen Parteizeitung der DNA. Moe hatte die Jahre 1927 bis 1932 als Korrespondent seines Blattes in Berlin verbracht, verfügte seither über gute Kontakte nach Deutschland und kannte die SAP von internationalen Konferenzen. Er wußte im voraus, daß Brandt bei ihm auftauchen würde, denn die illegale SAP-Reichsleitung hatte ihm das Kommen ihres jungen Emissärs avisiert.

Es ist vor allem Finn Moes Verdienst, wenn die norwegischen Genossen dem jungen Brandt unter die Arme greifen und ihm aus dem Arbeiterjustizfonds (Arbeidernes Justisfond) eine kleine Unterstützung von wöchentlich 30 Kronen zahlen, dazu eine Mietbeihilfe von monatlich 50 Kronen. Ursprünglich sollte dieser Fonds Gewerkschaftern helfen, die mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren, doch entwickelte er sich nach 1933 zur wichtigsten Hilfsinstanz für politische Flüchtlinge. Insgesamt standen Brandt, so errechnete es Hans Georg Lehmann, nach seiner Ankunft in Oslo damit 170 Kronen pro Monat zur Verfügung. Bedenkt man, daß eine Krone 1933 knapp eine Reichsmark wert war, dann ist das eine Summe, von der er nur notdürftig leben konnte, die er allerdings bald durch Honorare für seine Artikel aufzubessern mußte.¹⁰ Einhart Lorenz bescheinigt dem jungen Willy Brandt »nimmermüde Aktivität«: Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft arbeitet er im Pressebüro der DNA, zusammen mit einem jungen norwegischen Juristen, ab August auch in der Flüchtlingsbetreuung der Partei; seine Artikel verschickt er durch das Gemeinschaftsbüro der Arbeiterpresse an mehrere Dutzend Zeitungen; er stellt einen gewerkschaftlichen Pressedienst zusammen, hält Vorträge und wirkt als Referent an Bildungskursen der Gewerkschaften mit – seine Arbeitskraft schien unbegrenzt. Bereits im Frühsommer 1933 veröffentlicht er eine 24seitige Broschüre über Hitler-Deutschland, wenige Monate später – in dem Buch »Deutschland unter dem Hakenkreuz« – jenen Beitrag über die Tragödie der deutschen Arbeiterbewegung, der die Kritik Halvard Langes finden wird.¹¹ Er gibt Deutschunterricht, er dolmetscht, er schreibt und schreibt und schreibt – viel zuviel, wird er später sagen: Weniger wäre mehr gewesen, weil Zeilenhonorare nicht zur Qualität erziehen. Es waren, sagt Brandt, Berichte aus und über Deutschland, mit denen er sein Geld verdiente – »bescheidene außenpolitische Kommentare«, Beiträge für Gewerkschaftsblätter, nach einiger Zeit auch einige Serien für Provinzblätter.¹²

Finn Moe hat ihm fürs erste ein möbliertes Zimmer besorgt, das er gegen ein größeres vertauscht, als seine Freundin Gertrud Meyer aus Lübeck nach Oslo kommt. Nach fünf Wochen Polizeihaft wieder auf freiem Fuß, hatte Gertrud ihr Versprechen wahr gemacht und war Brandt in eine ungewisse Zukunft nach Oslo gefolgt. Um

nicht von Unterstützung zu leben, arbeitet sie zunächst als Hausgehilfin in einem Osloer Vorort, später bei dem Psychoanalytiker Fenichel, danach bei Wilhelm Reich, als diese nacheinander nach Norwegen kommen. Sie ist Brandt eine treue, ergebene Gefährtin, die nach ihrer Verhaftung, auf dem Weg zum Polizeirevier, einen seiner Briefe verschluckte, um Belastungsmaterial gegen sich zu vernichten¹³; auch eine nicht minder treue politische Kameradin, die seine Korrespondenz erledigt, schrittweise einen großen Teil der Partearbeit der SAP-Gruppe Oslo übernimmt und sie weiterführt, als er von der SAP-Auslandszentrale zur illegalen Arbeit nach Berlin und dann als Verbindungsmann zur POUM, der spanischen Bruderpartei der SAP, nach Barcelona geschickt wird. Im Jahr 1935 können beide sich die erste Vierzimmerwohnung in einem Altbau in der Hollendergate 2/III leisten, einer Anschrift, unter welcher der deutsche Gesandte Heinrich Sahm den Journalisten Herbert Frahm noch 1938 im Osloer Adreßbuch ausfindig macht, als im Zuge des Ausbürgerungsverfahrens vom Auswärtigen Amt seine Stellungnahme angefordert wird. Bis dahin ist der Gesandtschaft, durch den Decknamen Brandt und die Pseudonyme Felix, Franke oder Martin in die Irre geführt, offenbar entgangen, daß es sich bei Frahm und Brandt um ein und dieselbe Person handelt. Gelegentlich stellt Brandt seinen Freunden Gertrud Meyer, genannt Trudel, als seine Frau vor, wie Foto-Unterschriften in Büchern bezeugen.

Die Wohnung in der Hollendergate ist nicht nur ein kleines Parteihauptquartier, in dem sich die Akten stapeln und die Jungenossen sich zu Diskussionen treffen, die oft bis tief in die Nacht währen und meist um die Frage kreisen, wie sich Hitler durch eine revolutionäre Aktion der Arbeiterklasse stürzen läßt; sie wird zur Auffangstelle für neu ankommende SAP-Mitglieder, aber auch für den Begründer der Partei, Max Seydewitz, der durch Vermittlung von Finn Moe eine Aufenthaltsgenehmigung für Norwegen erhalten hat. Zwar will Seydewitz längst nichts mehr von der SAP wissen und steht inzwischen den Kommunisten nahe, aber das hindert ihn nicht, die ersten Nächte in Oslo – Willy Brandt befindet sich gerade auf einer seiner vielen Reisen – die Gastfreundschaft »der damaligen Frau von Willy Brandt« zu genießen. Er und seine Frau Ruth kannten Gertrud Meyer aus der gemeinsamen Partearbeit und schätzten sie.¹⁴

Ist es ein Zeichen seines Wohlbehagens, daß der Zigarettenraucher sich nun gelegentlich mit Pfeife zeigt? Ohne Zweifel gehört Willy Brandt zu den wenigen Emigranten, denen es im Exil schnell gelingt, auf eigenen Beinen zu stehen. Zwar variieren später die eigenen Angaben über seine persönliche Lage im norwegischen Exil – einmal sagt er, er habe sich recht und schlecht durchgeschlagen, dann wieder, es sei ihm zuvor nie so gut gegangen.¹⁵

Widersprechen muß sich das nicht. Gemessen an den ärmlichen Lübecker Jahren geht es ihm nicht schlecht. Im Sommer reist er mit Trudel Meyer ans Meer oder an einen See zum Schwimmen, im Winter geht es in die Berge zum Skifahren. Daß er freilich, wie er 1947 in einem Brief an Kurt Schumacher schrieb, nur in den ersten Wochen des Exils auf Unterstützung angewiesen war, eine Behauptung, die sich auch bei Lania findet¹⁶, scheint gewaltig übertrieben. Einhart Lorenz weist nach, daß Herbert Frahm im März 1934 den Justizfonds gebeten hat, ihm weiter die Miete zu zahlen, und daß der Justizfonds Brandt noch im Sommer 1936 die »reguläre wöchentliche Unterstützung« bewilligte. Mit eher mildem Tadel spricht Lorenz deshalb von einer »Erinnerungsverschiebung«, der Brandt zum Opfer gefallen sei.

Allerdings schließt er auch nicht aus, daß Brandt die Gelder aus der Unterstützungskasse für die Arbeit der Partei verwendet hat, die in der Tat immer knapp bei Kasse gewesen ist. Möglich scheint das durchaus, denn die SAP brauchte dringend Geld für die illegale Arbeit im Reich und hatte sich von den norwegischen Genossen dafür mehr finanzielle Unterstützung erhofft, als diese zu geben bereit waren. Zwar bewilligten sie ab und an einige Mittel für Publikationen der SAP, Anfang 1935 für deren illegale Arbeit im Reich sogar die damals stolze Summe von 2000 Kronen¹⁷, aber für die Auslandszentrale unter Jacob Walcher in Paris waren dies bestenfalls Tropfen auf den heißen Stein.

Schon während des Dresdner Parteitag hatte Brandt den Umgang mit unsichtbarer chemischer Tinte gelernt, wie er selbst berichtete.¹⁵ Eine blutstillende Watte konnte konspirative Mitteilungen, die mit dieser Tinte zwischen den Zeilen eines ganz normalen, den Zensor harmlos dünkenden Briefes notiert waren, später sichtbar machen. In Oslo beschafft er mit seiner Gruppe sogenanntes Bibel-papier, also Dünndruckblätter besonderer Qualität, und versucht,

illegale Schriften und Schulungsmaterial fotomechanisch verkleinert herzustellen. Doch will dies ob der lichtarmen Wintermonate in Norwegen nur im Sommer gelingen – da »machten wir es in der Sonne«, heißt es in einem Brief Willy Brandts an Jacob Walcher, »und das ging relativ gut«. Versuche mit künstlicher Beleuchtung seien dagegen negativ verlaufen.¹⁹

Es gelingt Brandt, Genossen von der norwegischen Arbeiterpartei oder der Mot-Dag-Gruppe für Kurierfahrten ins Reich und das Einschmuggeln illegaler Zeitschriften und Broschüren zu gewinnen. Einer von ihnen versteckt das Material in einem Koffer mit doppeltem Boden und sichert ihn, indem er auf die Autoritätsgläubigkeit deutscher Kontrolleure vertraut: Er legt seine Offiziersjacke im Koffer obenauf.²⁰ Bald lernt die SAP-Gruppe Oslo auch, gefälschte Reisepapiere, sogenannte »Wäsche«, herzustellen – mit einem norwegischen Paß auf den Namen Gunnar Gaasland, der mit einem Bild Willy Brandts versehen ist, reist Brandt 1936 selbst nach Berlin. Pro forma und um ihre Einbürgerung zu erwirken, hatte der Student Gaasland, ein norwegischer Genosse, Brandts Freundin Gertrud Meyer geheiratet und Brandt seinen Paß zur Verfügung gestellt. Je fester sich der Nationalsozialismus im deutschen Volk einnistet und Anhänger gewinnt, um so mehr rückt die Zellenbildung in nationalsozialistischen Organisationen, vor allem der Hitlerjugend, dem Reichsarbeitsdienst und der Deutschen Arbeitsfront (DAF), ins Zentrum der illegalen SAP-Arbeit. Man will Taktik und Methoden der Massenstimmung anpassen, die von den Nazis selbst geschaffenen Einrichtungen ausnutzen und an deren Materialien anknüpfen. So heißt es in den Richtlinien und Ratschlägen der SAP vom Oktober 1937, neben einem Wust von nazistischer Phraseologie und rassistischem Unsinn, der sich in den Zeitungen der Deutschen Arbeitsfront fände, gebe es darin auch glänzende Ansatzpunkte für Gespräche, die von der Gestapo schwer zu erfassen seien – Unterhaltungen über Urlaubsregelungen, Berufsschulzeiten oder Kantinenverpflegung.

Von Oslo aus versucht Brandt, Kontakt mit dem Rechtsreferendar Emil Peters zu halten, der zusammen mit Herbert Frahm jene Versammlung gestört hatte, auf der Leber mit den »jungen Spaltern« in Lübeck abrechnete, und im April verhaftet worden war. Zu manchen Treffs reist er nach Kopenhagen, das für die illegalen

SAP-Genossen im Reich leicht zu erreichen ist, wenn sie Gruppenreisen und Wochenendfahrten buchen. Einmal angekommen, setzen sie sich dann einen halben Tag von ihren Mitreisenden ab und suchen den Genossen aus der Emigration in einem vorher vereinbarten Lokal auf. Einmal treffen Willy Brandt und Gertrud Meyer in Kopenhagen ihre beiden Mütter, die mit einem »Kraft-durch-Freude«-Dampfer von Lübeck angereist sind. Über die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF), in der Seeleute, Binnenschiffer und Eisenbahner organisiert sind und die Kontakt zu gewerkschaftlichen Widerstandsgruppen in Deutschland hält, wird versucht, SAP-Material nach Deutschland einzuschleusen. Edo Fimmen, der Generalsekretär der ITF-Zentrale in Amsterdam und frühere Heilsarmee-Oberst, ist ein engagierter Antifaschist und scheut die Zusammenarbeit mit westlichen Geheimdiensten nicht. Mit seiner Hilfe versucht Brandt, die deutschen Seeleute in norwegischen Häfen zu infiltrieren.²¹

Das Norwegen, in dem der junge Partei-Emissär am 7. April 1933, mit der »Dronning Maud« aus Kopenhagen kommend, an Land gegangen war, zählte nicht zu den großen Ländern des Exils. Brandt selbst schätzt die Zahl der Flüchtlinge einmal auf knapp zweihundert »Politische« aus dem Dritten Reich, die trotz aller Streitigkeiten und Intrigen eine überparteiliche Flüchtlingsvereinigung gegründet hätten.²² Sicher ist, daß die deutschen Emigranten nicht mit offenen Armen aufgenommen wurden, im Gegenteil: Die Wirtschaftskrise hatte auch vor den Toren des Drei-Millionen-Landes Norwegen nicht haltgemacht, allein in der Holzverarbeitenden Industrie, die in der Wirtschaft eine Schlüsselstellung hielt, lag die Arbeitslosigkeit bei 55 Prozent.

War ein solches Land gegen die Versuchung des Faschismus gefeit? Halvard Lange bescheinigte weiten Kreisen des bürgerlichen Norwegen, daß sie für antidemokratisches Denken anfällig gewesen seien. Viele bürgerliche Zeitungen verfolgten die ersten Schritte der nationalsozialistischen Regierung in Berlin mit Sympathie, Hitler und Mussolini, schreibt Lorenz, hätten auf sie eine gewisse Strahlkraft ausgeübt, weil sie beide gegen Marxismus und Klassenkampf Front machten.²³ Mitglieder der Quisling-Bewegung spionierten den Emigranten nach und leiteten ihre Erkenntnisse an die deutsche Gesandtschaft weiter. Freilich konnte Vidkun Quisling, jener

norwegische Nationalsozialist, der während der deutschen Besetzung weltweit zum traurigen Inbegriff des Kollaborateurs werden sollte, bei den Wahlen 1933 mit seiner »Nasjonal Samling« gerade einmal 2,2 Prozent aller Wählerstimmen gewinnen, auch wenn er zuvor Minister in zwei bürgerlichen Kabinetten gewesen war und als der jeweils starke Mann dieser Regierungen gegolten hatte.

Ernster zu nehmen als Quisling waren da schon zwei andere Entwicklungen – einmal die Tatsache, daß die regierende Bauernpartei im Zuge der Wirtschaftskrise sich zunehmend aufgeschlossen gegenüber faschistischen Tendenzen zeigte, zum zweiten, daß die bürgerliche Rechte mit einem Vaterlandsverein, dem »Fedrelandslaget« mit seinen hunderttausend Mitgliedern, die Gewerkschaften zu kriminalisieren versuchte. Von den Auseinandersetzungen zwischen zwei Lagern – der Arbeiterpartei und ihrem Widerpart, den vereinten bürgerlichen Parteien und der Bauernpartei, war denn auch das innenpolitische Klima der ersten Osloer Jahre Willy Brandts bestimmt. Zwar durften sich die Sozialisten – die mit 40,1 Prozent aller Stimmen einen Gewinn von fast 10 Prozent für sich buchen konnten – eindeutig als die großen Sieger fühlen, aber einer Koalition von Bürgern und Bauern gelang es mit hauchdünner Mehrheit, Streiks mittels Gesetz einzuschränken und die DNA von der Regierung fernzuhalten. Wenn dieses Unternehmen nach vielen Krisen 1935 schließlich fehlschlug, gebärdete sich der Staatsapparat bis dahin jedoch »immer autoritärer«²⁴, wie Knut Kjelstadli meint.

Vor diesem Hintergrund wird erklärlich, daß die norwegische Kriminalpolizei mit der Gestapo zusammenarbeitete und der Leiter des norwegischen »Centralpasskontoret«, ein konservativer Bürokrat namens Leif Konstad, mit dem deutschen Gesandten Ernst von Weizsäcker – ab 1938 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes – die geheime Absprache traf, »Informationen über Emigranten auszutauschen und sich so gegenseitig bei ihren Observationen zu unterstützen.«²⁵ Nach Kräften war Konstad bemüht, der bürgerlichen Regierung Mowinckel bei ihren Versuchen zu helfen, Politemigranten als lästige Ausländer wieder abzuschieben. Er konnte sich dabei nicht nur auf das norwegische Fremden-gesetz stützen, das erst 1927 verschärft worden war und weder den Begriff des Asylrechts noch den des politischen Flüchtlings enthielt.²⁶

Der Präsident des norwegischen Parlaments, des »Storting«, hatte eine Interpellation eingebracht, in der die Regierung Mowinckel aufgefordert wurde, »ausländischen Agitatoren« ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und die bürgerliche Presse, allen voran das *Morgenbladet*, beklagte, daß sich Agenten wie »Frahm« und andere, auch der Verfasser einer Broschüre »Deutschland unter dem Hakenkreuz«, ein gewisser »Willi Braun«, noch immer in Norwegen aufhielten. Natürlich waren Herbert Frahm und Willy Brandt gemeint, und gleich zweimal sollte der Flüchtling aus Lübeck ausgewiesen werden. Nach dem ersten Bescheid des Zentralpaßkontors hatte er das Land zum 20. Mai zu verlassen, erhielt aber durch eine Intervention des DNA-Vorsitzenden Oscar Torp bei der Regierung schließlich Aufschub, der zunächst bis zum 1. September, abends 7 Uhr befristet war.

Mit der Begründung, er wolle an der Universität Oslo Philologie studieren, stellte er daraufhin den Antrag auf eine Aufenthaltserlaubnis. Zwar ist die Polizei davon überzeugt – und sie geht damit ja auch nicht in die Irre –, daß Brandt »stärkere Interessen an Politik als an akademischen Studien« habe. Wenn der Antragsteller dennoch bleiben darf, verdankt er dies wiederum Torp, dessen Votum bei der liberalen Regierung nach dem Wahlsieg seiner Arbeiterpartei an Gewicht gewann: Frahm sei ein »sympathischer Jugendlicher«, schreibt der DNA-Vorsitzende, der den Behörden nicht zur Last falle und dem, wenn er nach Deutschland zurückgeschickt werde, wahrscheinlich der Tod drohe, bestenfalls aber das Konzentrationslager.

Als die norwegischen Sozialisten 1935 die Regierung übernahmen, änderten sie sofort die Abschiebungspraxis. Allen inneren Widerständen zum Trotz liberalisierte das neue Kabinett Nygaardsvold die norwegische Flüchtlingspolitik. Über Aufenthaltsgenehmigungen, so Lorenz, entschied nun nicht so sehr das Zentralpaßkontor, wichtiger wurde der Justizfonds, der durch seinen Beschluß, einen Flüchtling zu unterstützen, die notwendige Voraussetzung für ein Bleiberecht schuf – die Garantie nämlich, daß der Antragsteller der Öffentlichkeit nicht zur Last fallen werde.²⁷ Mit dem Ziel, sozialistischen Emigranten aus Deutschland und Österreich zu helfen, gründete die Arbeiterpartei in Oslo auch ein Flüchtlingskomitee (Flyktningscomité), das eng mit dem Justizfonds zusam-

menarbeitete. Unterstützung durch dieses Flüchtlingskomitee wird von der Kieler Gestapo dann als ein wichtiger Grund für die am 28. April 1938 beantragte Ausbürgerung Herbert Frahms bzw. Willy Brandts benannt.²⁸

Torp setzt sich auch 1934 wieder für Brandt ein, als dieser längst gegen die norwegische Parteiführung opponiert und den linken Flügel für das Konzept der Revolutionierung der Arbeiterpartei gewinnen will, das er im Auftrag der SAP-Auslandszentrale, aber auch aus innerer Überzeugung verfolgt. Verstanden die Norweger, fragt Lorenz – und hinzuzufügen wäre: anders als die Deutschen –, Politik und Mensch zu trennen, veränderten politische Kontroversen ihr menschliches Verhalten nicht?²⁹ Wer die Radikalität bedenkt, mit der Brandt den Kurs der Führung kritisiert, kaum daß er Mitglied des Jugendverbands »Arbeidernes Ungdoms-Fylking« (AUF) und damit auch der Arbeiterpartei geworden ist, kann die Haltung Torps nur als äußerst großzügig bezeichnen. Sicher hat Verständnis für Brandts Jugend dabei eine Rolle gespielt. Aber es erstaunt schon, wie selbstverständlich die norwegische Partei den Deutschen aus Lübeck als einen der Ihren akzeptiert.

Weil sie dies tut, kann Brandt am Anfang seiner skandinavischen Jahre eine politische Mehrfach-Existenz führen – als Genosse der SAP, der zielstrebig einen Auslandsstützpunkt für seine deutsche Partei aufbaut und die illegale Arbeit im Reich fördern will; als Genosse und Vorsitzender des SJV, des Jugendverbandes der SAP, deren »Zentrale Auslandsstelle« in Oslo er leitet; als Genosse der AUF und der Norwegischen Arbeiterpartei, der sich ebenso energisch wie konsequent in ihren Flügelkämpfen engagiert; schließlich als Genosse der Gruppe Mot Dag (Dem Tage entgegen), die sich als Gralshüter und revolutionäres Gewissen des Marxismus in Norwegen versteht. Spätestens seit Ende 1933, als er mit prominenten Vertretern des linken Flügels der DNA über die Möglichkeiten diskutiert, wie die Partei zu erobern sei, verfolgt er sein Konzept der »Revolutionierung bzw. Spaltung der Arbeiterorganisation im Gastlande«.³⁰ Er bedient sich dabei konspirativer Methoden, gründet ein Komitee zur Koordination der oppositionellen Arbeit und schreibt am 2. Februar 1934 an Jacob Walcher, er arbeite systematisch daran, »einen Apparat von solchen Verbindungen für den Tag stehen zu haben, wo wir offiziell mit der NAP fertig sind«. Fertig

sein soll wohl bedeuten: Wenn wir sie endlich erobert und auf unseren revolutionären Kurs gebracht haben, und »NAP« benutzt er in seinem Brief als die bei der SAP gebräuchliche Abkürzung für den unter Deutschen gängigen Namen für die DNA, nämlich Norwegische Arbeiter-Partei.

Wer ist dieser Jacob Walcher im fernen Paris, dem er über seine Unterwanderungsversuche berichtet – sein intellektueller Mentor, sein neues großes Vorbild, vielleicht die neue Vaterfigur? Wer den Briefwechsel zwischen Walcher und Brandt aus jenen Jahren studiert, findet manchen Satz, der diese Thesen stützen kann. Fast wie ein Vater an seinen Sohn schreibt Walcher am 14. November 1933 an Brandt, er schätze es, wenn jemand mannhaft zu seinen Werken stehe, doch müsse er ihn warnen, sich aufs hohe Roß zu setzen. Die Sache, um die es in diesem Brief geht – Brandt hatte Kritik, welche die Inlandsleitung der SAP an einem seiner Berichte über die DNA geübt hatte, empört zurückgewiesen –, ist hier weniger interessant als der Ton, dessen sich Walcher bedient: »Schau, lieber Willy«, so seine wohlwollende Mahnung, »in dieser Hinsicht ist es sicherlich ein Mangel, dass Du allein stehst und dass Du deswegen des grossen Nutzens einer positiven Kritik älterer Genossen verlustig gehst. Ich bin überzeugt, dass Du auch so Deinen Weg finden wirst, doch wird Dir das umso leichter und sicherer gelingen, wenn Du Dir stets in klarer und selbstkritischer Weise über Dein eigenes Tun und Lassen Rechenschaft gibst.«³¹ Eingeweihten gilt Brandt lange als Walchers junger Mann, der in SAP-Diskussionen nahezu ausnahmslos dessen Partei ergreift. Daß Walcher kein blutleerer Intellektueller war, mag einen Teil seiner Anziehungskraft ausmachen, vor allem aber beeindruckt den jungen Brandt, daß er in den Kämpfen und Auseinandersetzungen, welche die Arbeiterbewegung schließlich spalteten, immer auf der – in Brandts Augen damals – richtigen, nämlich der revolutionären Seite gefochten hat.

Von Beruf Dreher und aus einfachsten Verhältnissen von der Schwäbischen Alb stammend, hatte Walcher in Württemberg vor dem Ersten Weltkrieg Parteikarriere gemacht: Clara Zetkin, die Vorsitzende der Württembergischen Preßkommission, holte ihn als Redakteur in jene *Schwäbische Tagwacht*, die zum Ärger der Berliner SPD-Zentrale ein Sprachrohr der Linken wurde. Nach dem Krieg, als die Rechte die Parteizeitung längst zurückerobert

hatte, heuert dort als Chef vom Dienst Kurt Schumacher an. Walcher stößt zur USPD und zum Spartacus-Bund, 1919 präsidiert er, zusammen mit Wilhelm Pieck, dem Gründungsparteitag der KPD, geht dann später zur KPD-Opposition und landet schließlich bei der neugegründeten SAP, in der er – seit dem illegalen Dresdner Parteitag 1933 – mit Paul Frölich den Kurs bestimmt. Brandt beschreibt ihn 1982 als einen der kernigsten Repräsentanten der alten Arbeiterbewegung – selbstsicher, kulturbewußt und vielbelesen, man könne sich heute kaum noch vorstellen, »welche Bildung, auch klassischer Prägung, und welches Kunstverständnis sich dieser Typus eines klassenbewußten Arbeiters angeeignet hatte«. ³² Daß er mit diesem Urteil nicht allein stand, belegt Werner Mittenzwei in seiner Brecht-Biographie. Brecht habe mit Walcher lange Diskussionen über Rosa Luxemburg geführt und ihn in seinem Testament mit der Hälfte der Einnahmen seines »Puntila« bedacht – eine Zuwendung, die freilich nie wirksam wurde. ³³ Nach Mittenzwei galt der alte Revolutionär, der sich nach dem Krieg für den Osten entschieden hatte, aber beim DDR-Regime als Westemigrant und Weimarer KP-Renegat bald in Ungnade fiel, im Berliner Ensemble als eine Art Lichtgestalt – ein Kommunist, der seinen Idealen treu geblieben und sich weder durch Stalin noch durch Ulbricht hatte verderben lassen.

Dieser Jacob Walcher nun, der in der Emigration die SAP-Auslandszentrale in Paris leitete und den Kurs der Partei bestimmte, war im Sommer 1933 nach Oslo gekommen und hatte Willy Brandt mit Erling Falk, dem Leiter der Gruppe Mot Dag, bekannt gemacht, den er aus gemeinsamen Tagen der internationalen kommunistischen Opposition gut kannte. Brandt erhielt den Auftrag, in Zusammenarbeit mit Falk die NAP so zu beeinflussen, daß sie sich zu einer nordischen SAP wandeln würde. Im nachhinein wirkt die ihm zugewiesene Aufgabe unglaublich arrogant: Funktionäre einer Splitterpartei einer Arbeiterbewegung, die eine historische Niederlage ohnegleichen hat hinnehmen müssen und nicht einmal den Versuch zum bewaffneten Widerstand unternahm wie die österreichische, wollen die norwegischen Genossen *mores* lehren. Daß die Norweger die deutsche Lektion schon deshalb nicht benötigten, weil sie, anders als die Deutschen, die Einheit der Organisation über alle Thesen und Dogmen stellten, daß sie die Gefahr

des Faschismus pragmatisch abwendeten, nämlich durch einen historischen Kompromiß mit der Bauernpartei, wird Brandt erst erkennen und würdigen, als die Regierung Nygaardsvold ihr erstes Arbeitsprogramm vorgelegt hat. Knapp fünfzig Jahre danach aber bekennt er offen, wie peinlich ihm die eifernde Überheblichkeit sei, mit der er damals »als Versprengter einer Armee, die keinen Ruhm an ihre Fahnen geheftet habe, anderen beibringen wollte, wie sie Niederlagen vermeiden oder Schlachten gewinnen sollten«. ³⁴

Aber diese Einsicht kommt spät. Erst einmal gerät der Jüngling aus Lübeck ganz unter den Einfluß Falks, der zu formulieren und analysieren versteht, aber auch zu hypnotisieren und zu bezaubern – so jedenfalls Brandt, der ihn als intellektuellen Hohepriester des Marxismus und asketischen Guru schildert, als hochaufgeschossenen, kränkenden, eher häßlichen Menschen, auf dessen Geierhals der Kopf eines gerupften Vogels sitzt, freilich ausgestattet mit Adleraugen. Straff, ja autoritär führt Falk jene Mot-Dag-Gruppe, die nach dem Ersten Weltkrieg von Studenten und jungen Akademikern zunächst als Unterorganisation der Arbeiterpartei mit dem Ziel gegründet worden war, sozialistische Agitation unter Intellektuellen an Hochschulen und Universitäten zu betreiben.

Brandts Mentor Walcher kannte Falk aus gemeinsamen Zeiten bei der Internationalen Vereinigung Kommunistischer Opposition (IVKO), zu der Mot Dag nach dem Bruch mit der Komintern gehört hatte. Lorenz spricht einmal von einem Zickzackkurs, den Falk mit Mot Dag in den zwanziger Jahren zwischen den norwegischen Kommunisten und der DNA gesteuert habe, und in der Tat sind die erbitterten Fraktionskämpfe, an denen dieser im Lager der norwegischen Linken teilgenommen hat, schwer darstellbar. ³⁵ Doch ist, als Brandt sich Mot Dag anschließt, der Bruch zwischen Falk und der Norwegischen Arbeiterpartei längst vollzogen, so daß Mot Dag, das etwa hundert Mitglieder zählt, nun von außerhalb auf die Partei einzuwirken versucht. Die Gruppe, eine Art Lebensgemeinschaft mit der strengen Disziplin eines Ordens, versteht sich als intellektuelle Avantgarde, als »selbsternannte Elite«, wie Brandt sie einmal nennt. Ihr Ziel ist, mittels Diskussionen, Abendkursen und Sommerlagern, Büchern und einer anspruchsvollen Zeitschrift den arbeitenden Menschen das »richtige« linke Bewußtsein einzuhauchen, über das die Führung der DNA nach Meinung Falks, aber

auch Walchers und Brandts, schon lange nicht mehr verfügt.³⁶ Als willkommener Verbindungsmann zu oppositionellen Gruppen innerhalb der Arbeiterpartei und ihrer Jugendorganisation AUF, der zudem über zahlreiche internationale Kontakte verfügt, wird Brandt schnell in den Vorstand von Mot Dag aufgenommen.

Bei seiner konspirativen Arbeit innerhalb der NAP stützt er sich auf linke Flügelmänner, die man auch als Traditionalisten bezeichnen könnte, denn im Grunde wollen sie die norwegische Arbeiterpartei, deren Führung sich auf den Weg nach »rechts« begibt, wieder dahin rücken, wo sie einmal gestanden hatte. Folgt man Kjelstadli³⁷, dann ähnelte die DNA in vielem dem linken Flügel der Austromarxisten. Ursprünglich Mitglied der Komintern, schied sie 1923 aus dieser aus, ohne sich der sozialdemokratischen Internationale anzuschließen. Nach ihrem Selbstverständnis konnte sie dieser auch überhaupt nicht angehören, denn sie hielt, ihrem eigenen revolutionären Konzept folgend, weder etwas vom Parlamentarismus noch gar von der Legalität, sondern strebte, auf die Aktion der Massen gestützt, eine sozialistische Wirtschaft und die politische Macht auf der Basis von Arbeiterräten an. Und weil der Staat ihr nur als eine Widerspiegelung der wirtschaftlichen Machtverhältnisse galt, spielte dieser im DNA-Konzept auch keine große Rolle. Nach dem Motto: wer erst einmal die Wirtschaft hat, dem fallen Gesellschaft und Staat ohnehin wie reife Früchte in den Schoß, sollten die Arbeiter erst einmal die Kontrolle über die Betriebe erkämpfen, dann würde sich alles andere beinahe automatisch einstellen.

Für eine Partei, die sich den Durchbruch zu sozialistischen Veränderungen durch den Kampf der Arbeiter in den Fabriken und Werkstätten erhoffte, waren natürlich die Gewerkschaften als Massenbasis unentbehrlich. Deshalb reklamierte sie auch nicht die führende Rolle für sich allein, sondern sie verstand sich als Partner der Gewerkschaften – zusammen bildeten beide, Partei und Gewerkschaften, eine politische Einheit im Kampf um die Macht. Es handelte sich hier um ein originär nordisches Konzept, dem es sicher an lateinischer Klarheit gebrach, aber sein Charakter war zweifellos revolutionär: Der Sozialismus sollte als unmittelbares Ziel direkt, ohne Umweg über eine Mehrheit im Parlament, verwirklicht werden.

In vielem mochte dieses Programm die Handschrift Martin Tranmæls tragen, des Chefredakteurs des *Arbeiderbladet*, der zwar nicht der Stellung nach, wohl aber vom Einfluß her Jahrzehnte unbestrittener Führer der norwegischen Arbeiterpartei gewesen ist. Der Bauernsohn und Malergeselle hatte einige Jahre in den USA gelebt und war 1905 in Chicago an der Gründung der radikal-sozialistischen IWW beteiligt, der International Workers of the World, von deren späterem Syndikalismus Brandt bei Tranmæl Spuren zu entdecken meint – verschmolzen allerdings mit Ideen des demokratischen Sozialismus.³⁸ Walcher mußte diese DNA schon deshalb als ein natürlicher Partner erscheinen, weil sie nach dem Austritt aus der Komintern zu jenem Kreis unabhängiger, sich betont links gebender Parteien gehörte, der zwischen beiden Internationalen stand – einer lockeren Gruppierung, der sich auch die SAP nach ihrer Gründung angeschlossen hatte.

Der junge Willy Brandt wiederum zeigte sich, so jedenfalls Kjelstadli, stark vom »genuinen proletarischen Charakter« der norwegischen Arbeiterpartei beeindruckt. Um so größer seine Enttäuschung, als die norwegischen Genossen zu den Wahlen im Herbst 1933 mit einem Programm antraten, welches die Krise durch ein staatliches Sofortprogramm beheben sollte – durch öffentliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Schuldenmoralien, durch Hilfe für die Landwirtschaft und ein *deficit spending* à la Keynes, kurz: mit systemkonformen Reformen, die den Staat plötzlich wieder in den Mittelpunkt rückten und das Parlament aufwerteten, das bislang eher als Plattform für Agitation mißachtet worden war. Erling Falk und die marxistischen Akademiker des Mot-Dag-Kreises, aber auch die linke Opposition in Partei und Jugendverband werteten dies als prinzipienlosen Opportunismus und sprachen von einem drastischen Schritt in die Richtung des bislang vielgeschmähten Reformismus.

Zwar betont Kjelstadli, daß die Führung der DNA damals das langfristige Ziel des Sozialismus keineswegs habe aufgeben, sondern nach der angestrebten wirtschaftlichen Erholung mit einer veränderten Strategie wieder anstreben wollen. Als Motiv für den Kurswechsel benennt er die Erkenntnis der Parteispitze, daß die Arbeiterschaft, in dem damals noch weithin agrarisch bestimmten Norwegen ohnehin ein weitaus schwächerer Faktor als in den klas-

sischen Industrienationen, in Zeiten der Krise eher an Gewicht verlieren denn an Stärke gewinnen müsse. Gerade vor diesem Hintergrund habe die Furcht vor dem Anwachsen des Faschismus im eigenen Land eine große Rolle gespielt und den Rechtsschwenk mit beflügelt. Willy Brandt allerdings, der in seinem Beitrag zu »Deutschland unter dem Hakenkreuz« den Reformismus der Sozialdemokratie und die Hoffnungen, die diese in Republik, Demokratie und Parlament gesetzt habe, als die entscheidenden Faktoren für den Sieg Hitlers angeprangert hatte, vermochte im neuen Programm nur Gefahr im Verzuge zu erkennen. Waren die Norweger nicht drauf und dran, ebenjene Fehler zu begehen, welche in Deutschland zur Katastrophe geführt hatten? So schreibt er am 2. Februar 1934 an Walcher in Paris, die DNA verfolge immer unverhüllter einen rein sozialdemokratischen Kurs; für die SAP erwachse daraus die Pflicht, »alles zu stützen und voranzutreiben, was einer starken und bewußten Opposition in Norwegen dient«.

Er nutzt seine Reisen in die Provinz, wo er in Kursen über Deutschland und Vorträgen über die internationale Jugendbewegung spricht, für »engere Fraktionsberatungen«, wie er Walcher wissen läßt, stößt indes zunehmend auf Widerstand bei der Führung der Partei und ihres Jugendverbandes AUF, dem »Arbeidernes Ungdoms-Fylking«. Als ein Oppositionsvertreter auf einer Sitzung des AUF-Landesvorstands im März 1934 vorschlägt, den beredten Willy Brandt als Koreferenten zu hören, wird sein Vorschlag von der rechten Mehrheit geradezu wütend zurückgewiesen. Die »ganze Sippschaft der Partei- und Jugendleitung« sei in Raserei geraten, klagt er gegenüber Walcher, sie habe »alle ihre Wut und ihren Geifer über die Opposition und über mich als den hinter ihr stehenden Teufel« ausgelassen.³⁹

Wenige Wochen später, am 10. April 1934, muß sich Brandt bittere Vorwürfe von Oscar Torp anhören, jenem DNA-Vorsitzenden, der bislang bei der Fremdenpolizei seine schützende Hand über ihn gehalten hat. Für alle radikalen Strömungen in der Bewegung, so Torp, habe er Verständnis – aber warum habe Brandt seine Bedenken ihm nicht persönlich vorgetragen? Nicht dulden könne die DNA, daß einer, »den wir als einen der unsrigen betrachten, eine fraktionelle Tätigkeit in Zusammenarbeit mit einer gegnerischen Organisation betreibt« – und meint hier zweifelsfrei Brandts

Bindung an Mot Dag. Nach dem Bericht über die Unterredung, die Brandt seiner Zentrale in Paris geschickt hat, versuchte er zunächst, sich gegenüber Torp herauszureden: Aus seinen Beziehungen zu Mot Dag habe er nie ein Geheimnis gemacht, auch kenne er viele Genossen der DNA, die wie er Verbindungen nach dort unterhielten – ob das etwa ein Verbrechen sei? Als der Vorsitzende der Arbeiterpartei darauf die direkte Frage stellt, ob er Mitglied sei, sagt Brandt dann wahrheitswidrig: »Ich (ge)höre nicht der Gruppe ›Mot Dag‹ als Mitglied an, denn ich bin ja Mitglied eures Jugendverbandes und damit Mitglied der Partei.«

Scheint ihm im konspirativen Fraktionskampf um die Eroberung der DNA das Mittel der Lüge selbst gegenüber seinem Gönner gerechtfertigt? Oder glaubt er, er müsse die Zahlung seiner monatlichen Miete durch die Partei retten? Drohend hatte Torp ja darauf verwiesen, daß Unterstützung nur jenen gewährt werden könne, »die sich loyal gegenüber der Partei verhalten«. Gerade das tat Brandt um diese Zeit eindeutig nicht. Aber auch Torp verhält sich zweideutig, als er – wiederum drohend – Brandts politische Tätigkeit anspricht und darauf hinweist, er habe gegenüber der Regierung versichern müssen, daß sein Schützling keinerlei Propaganda betreibe. Rechtfertigen nur solche Artikel und Reden, in denen Brandt sich gegen die Parteiführung wendet, eine Ausweisung? Daß Brandt sich nicht an das Verbot politischer Betätigung hält, welches ja grundsätzlich mit einer Aufenthaltsgenehmigung für Norwegen verknüpft ist, wird von Torp, der DNA und dem Justizfonds geflissentlich übersehen, solange Brandt sich mit seinen Aktivitäten innerhalb der, allerdings weit gezogenen, Grenzen der Parteidiskussion bewegt. Erst die Mitgliedschaft zu Mot Dag kam eindeutig einer Grenzüberschreitung gleich.

Ob nun Torp dem sympathischen jungen Flüchtling aus Deutschland dessen Mot-Dag-Lüge glaubte, ob er annahm, wie Lorenz andeutet, Brandt sei nicht aktiv Handelnder, sondern werde nur von Gegnern der DNA mißbraucht, oder ob es sich einmal mehr um einen Beweis für den vielerprobten norwegischen Großmut und die Hilfsbereitschaft gehandelt hat – der angedeutete Entzug der Mietbeihilfe von 50 Kronen fand nicht statt, Torp schützte den Deutschen aus Lübeck weiter vor der Ausweisung. »Der gesamte Umfang von Brandts Kontakten mit Mot Dag«, so Lorenz, »dürfte

der DNA-Führung nicht bekanntgeworden sein, und was bekannt war, konnte bei ihm aufgrund seiner (jugendlichen) ›Unerfahrenheit‹ eher entschuldigt werden ...«⁴⁰

Erst im Frühjahr 1935, als er erkannt hat, daß der »arrogante Standpunkt« der Schulmeister von Mot Dag von den »gesunden oppositionellen Elementen der Partei« abgelehnt wird⁴¹, der reale Einfluß des Intellektuellen-Ordens auf die norwegischen Arbeiter wegen seiner »hochmütigen und elitären Attitüden« also gleich null ist, zieht Willy Brandt sich von Mot Dag zurück. Doch führt er, wie er selbst schreibt, für die Trennung ein »falsches Argument«⁴² ins Feld: daß die Falk-Gruppierung für seinen Geschmack plötzlich zu sehr nach rechts abgedriftet sei. Am 15. März 1935 hat die Arbeiterpartei nämlich eine Minderheitenregierung gebildet, die sich auf die Tolerierung durch die Bauernpartei stützen kann. Dieser Regierung, die Premierminister Johan Nygaardsvold führt und die ein Krisenprogramm für Arbeiter, Bauern und Fischer verwirklichen will, steht Mot Dag nach Meinung Brandts zu abgeschlossen gegenüber.

Falsch muß ihn dieses Argument aus dem Abstand der beinahe fünfzig Jahre, in dem er dies schrieb, natürlich dünken, ob es freilich auch damals die wahre und unumstößliche Meinung des jungen Brandt wiedergab, darf bezweifelt werden. Offenbar hat Willy Brandt um diese Zeit eine Phase ideologischer Verwirrung durchgemacht, teils von Verständnis für den Kurs der Arbeiterpartei, teils von Kritik geprägt; gelegentlich hat er sich in Norwegen auch anders eingelassen als in Beratungen der SAP-Auslandszentrale in Paris. Dort aber bezeichnete er es in seinem Bericht über die Lage in Norwegen bereits am 26. Februar 1935, also drei Wochen vor der Regierungsbildung, als »linke« Forderung, daß die Norwegische Arbeiterpartei endlich die Regierung übernehme und dafür ein Programm ausarbeite. Es sei falsch gewesen, daß die SAP den Krisenplan, mit dem die norwegischen Genossen 1933 die Wahlen gewonnen hätten, nur negativ beurteilt und nicht mit positiver Kritik beantwortet habe.

Ist hier der Brandt des Februar 1934 kaum wiederzuerkennen, der ja Pläne für den Tag geschmiedet hatte, an dem die SAP mit der Arbeiterpartei »fertig« sei, wird seine Wandlung vollends nach dem Amtsantritt der Regierung Nygaardsvold deutlich. Da schickt

er für die *Neue Front*, das Blatt der SAP, einen Bericht nach Paris, dessen Druck Walcher verweigert, weil Brandts Stellungnahme zur Regierung der DNA »zu unkritisch und zu positiv« ausgefallen sei. Ob die Osloer und Willy – den er konsequent Willi nennt – denn wirklich glaubten, daß im Rahmen einer kapitalistischen Gesellschaft und nur mit parlamentarischen Mitteln eine Reformpolitik möglich sei?

Brandt hat in Norwegen die reale Not der Arbeiter, Bauern und Fischer vor Augen und sieht die Notwendigkeit eines Sofortprogramms. Sein Meister im fernen Paris dagegen, Hüter des reinen Glaubens, belehrt den Schüler: Die Regierung Nygaardsvold werde nur dann keine Etappe oder Episode auf dem Weg zum norwegischen Faschismus sein, wenn sie revolutionäre Maßnahmen gegen die Besitzenden ergreife. Um den Faschismus aufzuhalten, seien »despotische« Eingriffe in die Eigentumsstruktur nötig, und die norwegischen Genossen müßten entschlossen sein, alle Widerstände gegen eine solche radikale Politik mit »eiserner Faust« niederzuhalten.⁴³ Davon finde er im Regierungsprogramm keine Spur, weshalb kühle Reserve und die »Einnahme einer klaren Oppositionsstellung« angebracht seien.

Walcher mit dem Decknamen Jim, der alte Mitstreiter Rosa Luxemburgs, will eindeutig die Aktion der Massen und die Revolution, sein Schützling aber, der Jungfunktionär Herbert Frahm mit dem Decknamen Willy, identifiziert sich mehr und mehr mit dem neuen Programm der Norweger, auch wenn er an der revolutionären Zielsetzung – Änderung der Eigentumsverhältnisse, Abschaffung des Kapitalismus – festhält. Die Regierungsübernahme werde die Stellung der Arbeiterpartei stärken, so das Brandtsche Resümee in einem Manuskript über »Die DNA als Regierungspartei«, und damit könne sie die Voraussetzungen für eine spätere, wirkliche Machtübernahme durch die Arbeiterklasse verbessern.

Hat er sich damals noch vorgegaukelt, die parlamentarische Machtübernahme sei nur ein erster Schritt zu einem Systemwechsel, der ohne Umsturz der Eigentumsverhältnisse nicht denkbar ist und wahrscheinlich keinen Parlamentarismus mehr kennt? Er selbst spricht 1982 von einer »zum Teil widersprüchlichen Terminologie«, deren er sich damals bedient habe, von einer Art »Doppeldenken«, welche die konkurrierenden Einflüsse Walchers

und der Norweger offenbar bei ihm bewirkt haben. In der Tat: Liest man die SAP-Protokolle der dreißiger Jahre und seine Artikel aus dieser Zeit, dann setzt er vor den deutschen Freunden nahezu ausschließlich auf die revolutionäre Aktion, zeigt in Norwegen indes Verständnis für einen völlig anderen politischen Zugriff. Der spätere schwedische Außenminister Torsten Nilsson, damals Vorsitzender des sozialdemokratischen schwedischen Jugendverbandes, hat dieses Doppeldenken in seinen Erinnerungen beschrieben. Als er Brandt im Frühjahr 1935 bei einer Tagung in Oslo traf, bewunderte er zwar dessen fließendes Norwegisch, aber zeigte sich verwirrt von seiner Widersprüchlichkeit: »Sein Norwegisch tendierte zum Reformismus, während er als Deutscher weiterhin revolutionärer Sozialist war.«⁴⁴

Weil er sich dem Sog der unmittelbaren Umgebung nicht entziehen konnte, ging Brandt den Weg der DNA mit, die nach der Regierungsübernahme 1935 zu den benachbarten sozialdemokratischen Parteien Schwedens und Dänemarks aufschloß, sich zum Reformismus mauserte und eine Politik führte, die man auch als eine der »kleinen Schritte« bezeichnen könnte. Er nannte sie zwar nicht so – er wird den Begriff ja erst später in Berlin unter ganz anderen Umständen mit Leben füllen –, aber im Grunde ging es ihm nicht nur um Reformismus kontra Revolution. Der Pragmatismus der norwegischen Genossen beeindruckte ihn, weil er zu »Verbesserungen für die Menschen« führte, weil ihr Programm den Arbeitern, den Fischern und Bauern im täglichen Leben Vorteile brachte.

Zwei Jahre später, im März 1937, ist seine Abkehr vom Dogmatismus schon klar erkennbar, wenn er seine Junggenossen vor der Überbetonung von »Ismen« warnt. Für den einfachen Menschen, schreibt er da, bestehe das Leben eben nicht aus »Ismen«, sondern aus »Essen, Schlafen, Fußballspielen, Kanarienvögeln, Schrebergarten und anderen schönen Dingen«. Es sei Lenin gewesen, der vorgeschlagen habe, »mit der Forderung nach Teewasser Leben in den Betrieben auszulösen«. Und er folgert: »Wir müssen lernen, nicht immer von der hohen Politik zu reden, sondern ihr den Weg durch das jeweilige ›Teewasser‹ zu bahnen.«⁴⁵

Sicher war dies als Handlungsanweisung für Widerstandsgruppen im Reich gedacht, die ja nationalsozialistische Massenorganisa-

tionen infiltrieren sollten, um im Gespräch mit den Arbeitern Zweifel an den nationalsozialistischen Machthabern zu wecken. Die Hinwendung zu pragmatischeren Denkweisen, auch wenn sie hier durch Verweis auf Lenin vor den eigenen Genossen revolutionär legitimiert werden, konnte ihm so schwer nicht fallen, da er nie zum Kreis der marxistischen Schriftgelehrten zählte. Zwar hatte er etliche Schriften der Klassiker gelesen und war mit dem ersten Band des »Kapital« von Karl Marx in die Emigration aufgebrochen, aber die Bibel des Sozialismus richtig zu studieren, dazu kam er erst, als er 1934 an einer Übersetzung ins Norwegische bei Mot Dag mitarbeitete. Die sozialistischen Ideen, mit denen ihn der Großvater aufzog, waren weniger wissenschaftlich begründet als auf naive Bebelsche Verheißungen gebaut. »Für uns war Sozialismus gleichbedeutend mit Kampf gegen Unrecht und Ausbeutung, Unterdrückung und Krieg: links, wo das Herz schlägt«, schreibt Brandt in »Links und frei«. Dort stellt er die Frage: »Waren wir Marxisten?«, und räumt ein, daß sie »nicht einfach zu beantworten« sei. In der Tat kam in seiner Jugendzeit auch ein moralisch inspirierter Sozialismus nicht selten vulgärmarxistisch drapiert daher.

Wenn Brandt sich in seinen ersten SAP-Jahren auch sicher als Marxist verstanden hat, ist er doch im Laufe der norwegischen Jahre vom Marxismus abgerückt. Er formte sein eigenes Bild von der Entwicklung des sozialistischen Denkens, in dem Marx und Engels zwar einen wichtigen Platz hatten – doch »alles andere erdrückend waren sie nicht«.46 So nimmt nicht Wunder, wenn dieser Willy Brandt mit seinem Doppeldenken, seinem Hang zum Ambivalenten, Vielschichtigen, ja Zwiespältigen bei dogmenstrengen Genossen in Paris bald in den Verdacht mangelnder Glaubens- und Prinzipientreue gerät. Wie später läßt er manche Widersprüche einfach stehen, für ihn führen jetzt mehrere Wege zum Sozialismus. Im Streit um die erste Regierung der Norwegischen Arbeiterpartei, die Jacob Walcher als Sündenfall betrachtet, benutzt er einmal das Bild vom Bergsteiger, der zum Gipfel wolle, dem es aber nicht in den Sinn komme, auf geradem Weg dahin zu klettern. Der Genosse Brandt, hält man ihm daraufhin spöttisch entgegen, werde nie den Gipfel stürmen, denn er habe jetzt die Norwegische Arbeiterpartei im Rucksack.47

Der Gegensatz blieb unüberbrückt, ohne daß dies die Freund-

schaft zwischen Brandt und Walcher trüben konnte. Brandt war überzeugt, die Arbeiterpartei handle richtig, weil das Vertrauen der Bevölkerung in die Demokratie sich nur aufrechterhalten ließ, wenn es gelang, die vordringlichsten wirtschaftlichen Probleme zu lösen. Wie die norwegischen Genossen wertete er ihr Krisenprogramm also als eine Barriere gegen das Vordringen des Faschismus. Willys Meister Jim, der orthodox-marxistische Parlamentsverächter, sah dies in Paris genau umgekehrt: Weil eine Regierung, die auf den Parlamentarismus vertraue und den revolutionären Willen zur Macht vermissen lasse, nur oberflächliche Reformen im Rahmen des kapitalistischen Systems durchführen könne, werde der Faschismus in Norwegen nur um so schneller kommen. Müßig, zu untersuchen, wer hier schließlich recht behalten hat. Doch beginnt mit der »Norwegenfrage« ein Prozeß der Ablösung Brandts von seinem Vorbild und Mentor, der sich sich über Jahre hinziehen wird.

Im späteren Parteiführer Brandt wird manches vom Habitus seiner norwegischen Genossen erkennbar werden – etwa in seinem duldsamen Umgang mit Parteiflügeln oder den radikal orientierten Jungsozialisten, den ihm Kritiker als Führungsschwäche auslegen werden. Die DNA bietet Platz für Linke und Rechte, sucht eine sozialistische Volksbewegung diesseits der Kommunisten zu sein und zeigt sich bei innerparteilichen Diskussionen durchweg tolerant. »Unser Ziel«, so der Co-Autor des Krisenprogramms von 1933, Ole Colbjørnson, im Storting, » ist nicht ein kommunistischer oder russischer-marxistischer Proletensozialismus, sondern ein volkstümlicher demokratischer Sozialismus mit Verankerung in norwegischer Wesensart und norwegischen Traditionen.« Wenn er einräumt, daß die Partei auf dem sogenannten Marxismus aufbaue, sieht Einhart Lorenz darin nur eine Konzession, mit der die Parteilinke habe beruhigt werden sollen. Denn im gleichen Atemzuge habe Colbjørnson erklärt: Besser sei es, von einer ökonomischen oder realistischen Geschichtsauffassung zu sprechen, das Wort »marxistisch« lasse sich deshalb gut aus dem Vokabular der norwegischen Arbeiterbewegung ausrangieren.⁴⁸

Norwegen hinterläßt Spuren. Sie prägen den jungen Brandt, und nicht nur ihn. Alle linken Emigranten aus Deutschland waren als überzeugte Republikaner in ein Land gekommen, das nicht nur über eine intakte Monarchie verfügte, sondern auch einen König

hatte, der nicht wie in England entrückt über allem schwebte, sondern volksnah war, ein Monarch zum Anfassen sozusagen. Die Deutschen verbanden mit dem Begriff Monarchie die Erinnerung an das Dreiklassenwahlrecht, einen säbelrasselnden Kaiser Wilhelm II. in seinen unzähligen, je nach Anlaß variierenden Uniformen, an Drill und Gnadenlosigkeit der preußischen Militärmaschine, auch an die schnarrende Arroganz ihrer Offiziere.

Wie ganz anders dagegen diese Monarchie in Norwegen! Die Memoiren fast aller deutschen Emigranten, gleich welcher politischen Couleur, künden von ihrem Staunen über einen durch und durch zivilen, keinesfalls unnahbar oder majestätisch sich gebenden König und eine im Alltag des Volkes verwurzelte Monarchie. Als König Haakon VII. durch die Gemächer seines Schlosses ging und auf eine deutsche Emigrantin traf, die beim Putzen gerade auf eine Leiter geklettert war, sprach er sie an und sagte, er sei froh, daß auch ein Einwanderer bei ihm Arbeit erhalten habe. So berichtet es Otto Friedländer.⁴⁹ Als die Stadt Oslo ihr neues Rathaus eröffnen wollte und Einladungen für die Einweihungsfeier verschickte, war der König leer ausgegangen. Er rief daraufhin beim Bürgermeister an und fragte, ob denn Spender eingeladen würden, die sich mit einer Geldsumme an den Baukosten beteiligt hätten. Als man ihm dies bestätigte, schickt er einen Scheck und wird prompt zur Eröffnung gebeten – so erzählt es Max Seydewitz.⁵⁰

Auch Willy Brandt zeigt sich vom sozialen und demokratischen Engagement Haakons beeindruckt. Der König habe nicht gezögert, sich »als eine Art Sozialdemokrat« zu verstehen, wenn auch von eher dänischer, also besonders gemäßigter Richtung. Nach den Wahlen von 1927, als die Norwegische Arbeiterpartei erstmals stärkste Partei geworden war, hätten ihn Abgeordnete »aus der konservativen Ecke« bedrängt, von der ungeschriebenen Regel abzuweichen, nach der die jeweils stärkste Partei mit der Regierungsbildung beauftragt werden muß. Als ein bürgerlicher Abgeordneter aufgeregt im Schloß erschienen sei, um Majestät aufzuklären, er dürfe nicht einen »Kommunisten« die Regierung bilden lassen, habe Haakon ebenso einfach wie entschieden gesagt: »Ich bin auch der König der Kommunisten.« (Daß die erste Regierung der Arbeiterpartei sich dann nur zwei Wochen im Amt halten konnte, steht auf einem anderen Blatt.)

Krieg und Exil, so Brandts Urteil, hätten erwiesen, welche glückliche Hand die Norweger zeigten, als sie 1905, nach der Trennung von Schweden, den dänischen Prinzen Carl zu ihrem König machten: »Er ermöglichte seinem schwerkgeprüften und durch mancherlei Spaltung bedrohten Volk, sich in einem unangefochtenen Staatsoberhaupt wiederzufinden.« Selbst »radikale« republikanische Dichter hätten dem König 1940, nach der deutschen Besetzung, gehuldigt und dafür Verfolgung auf sich genommen.⁵¹ Welch ein Wandel zum Positiven, dem sein Bild von der Monarchie in Norwegen unterliegt! Noch Ende März 1934 hatte er in der SAP-Zeitschrift *Neue Front* den damaligen Storting-Präsidenten kritisiert, weil dieser bei der Eröffnung des Parlaments die traditionelle Formel gebraucht hatte: »Gott behüte den König und das Vaterland.« Daß auch Abgeordnete der Arbeiterpartei am Festessen im Schloß teilnahmen, fand damals seine Billigung nicht.

Brandts SAP-Genosse Peter Blachstein, der von Prag nach Oslo übersiedelt, empfand Norwegen zunächst als klein, eng und einsam – als europäische Provinz. Doch als er am 17. Juni 1936 den ersten norwegischen Nationalfeiertag erlebt, gewinnt er dem neuen Exil nur angenehme Seiten ab: Er ist vom »zivilen Charakter« des norwegischen Volkes überrascht. In fast allen Ländern, schreibt Blachstein in seinem Tagebuch⁵², sei der Nationalfeiertag mit Paraden und Säbelrasseln, patriotischen Reden und Gesängen verknüpft. Anders in Oslo – da sei nur sparsam und fast nur auf öffentlichen Gebäuden, großen Geschäften und Hotels geflaggt. »Am Morgen Kinderzug mit Fähnchen zum Schloß, wo die Schuljugend dem König huldigte und die Königsfamilie mit dem Kronprinzenpaar und kleinen Prinzessinnen auf dem Balkon erschien ... Es gab ein Volk in Europa im Jahre 1936, das nicht hysterisch wurde, wenn es den Tag der Verfassung beging, das die Nationalhymne nicht gern sang und von seiner Fahne kein Aufhebens machte.« Und herzlich hätten die Norweger über ihre Wikinger-Vorfahren gelacht: »Wir sind auch mal Räuber gewesen, haben geraubt, geplündert und geschändet. Jeder hat seine Flegeljahre, auch Völker heute sind wie Erwachsene. Wir sind stolz auf unsere Seefahrer, auf die Forscher, auf unsere Maler und Dichter und auf unsere Humanität: Nansen!«

Immer wieder verwundert deutsche Emigranten auch das Antiautoritäre in der politischen Praxis und beim Vorgehen der Polizei, die wie die britischen Bobbies keine Waffen trägt. »Es gibt keinen Autoritätsglauben in Norwegen!« notiert der Mathematiker Walter Romberg. Die Erziehung der norwegischen Jugend sei anders als die deutsche – nicht Strafe werde angedroht, sondern man versuche, mit dem Argument zu überzeugen: »Wir tun so etwas nicht.« Als eher komische Seite dieses Verzichts auf alle Repression in der Pädagogik führt er das Beispiel von Lampen an, die regelmäßig von Jugendlichen mit Steinen zertrümmert würden. Eigens für die Reparatur dieser Lampen hätten die Stadtväter einen Budgetposten mit der Begründung eingesetzt: »Als wir jung waren, taten wir das auch. Waren Sie nie jung?«⁵³

Im norwegischen Alltag finden die Emigranten weniger »Distinktion gegenüber statusähnlichen Anderen«, also weniger horizontale Ungleichheit, weil die »Norweger nicht bei jedem Treffen herausstrichen, wer sie waren, d.h. welche gesellschaftliche Macht sie besaßen und welche soziale Position sie bekleideten«. Der Unterschied zwischen ganz oben und ganz unten, so Frank Meyer, sei für die Flüchtlinge in Norwegen weniger spürbar gewesen als in Deutschland.⁵⁴

Brandt rühmt ebenfalls das Fehlen von Standesdünkel und die Selbstverständlichkeit, mit der auch die kleinsten Bauern und die einfachsten Arbeiter sich als vollwertige Bürger fühlten. Schon auf seiner ersten Skandinavienreise als Schüler hatte ihn beeindruckt, daß die Abgeordneten aus dem dänischen Parlament, dem Folketing, nach der Sitzung sich im sogenannten »Snapseting« an einen Tisch setzten, manchmal »kuhhandelten, manchmal aber auch Politik Politik sein ließen, sich über den Garten und die Kinder unterhielten oder eben ohne viel Worte ganz einfach ein Gläschen Schnaps tranken«. Auch im norwegischen Storting wurde das Gemeinsame gepflegt, denn die Abgeordneten saßen nicht nach Parteien, sondern nach Wahlkreisen und Regionen zusammen, der Konservative neben dem Sozialdemokraten, der Liberale neben dem Kommunisten.⁵⁵

Schon die Sitzordnung garantierte, daß Sprachlosigkeit zwischen den Fraktionen oder Feindschaft zwischen politischen Gegnern, erbitterte gar wie in Deutschland üblich, nicht aufkommen konn-

ten. Wenn Brandt in seinem ersten Bundestagswahlkampf nach dem Mauerbau dann eine Allparteienregierung fordern wird, zeigt dies, wieviel vom skandinavischen Politikverständnis er übernommen hat. Zur politischen Kultur der Norweger oder Schweden gehört ganz selbstverständlich, daß man in gefährlichen Zeiten eng zusammensteht und auf besondere Herausforderungen nach einer möglichst gemeinsamen Antwort sucht.

Brandt kann in Norwegen erste politische Erfolge erzielen, auf die er später noch stolz sein wird. Da ist einmal seine Kampagne für die inhaftierten Mitglieder der SAP-Inlandsleitung, darunter Max Köhler, Klaus Zweiling, Max Liebermann und Edith Baumann, die spätere erste Frau Erich Honeckers. Wegen Fortführung einer verbotenen Partei und entweder Vorbereitung oder aber Aufforderung zum Hochverrat stehen Ende 1934 in Berlin insgesamt 24 Angeklagte vor dem 2. Senat des Volksgerichtshofs; die Anklage gegen Stefan Szende lautet sogar auf »Hochverrat, begangen in Zusammenarbeit mit dem Ausland«, ein Verbrechen, das mit dem Tod bestraft wird. Brandt gelingt es, die Namen von ein paar Dutzend norwegischen Richtern und Anwälten zusammenzubringen, die in einer Eingabe juristische Einwände gegen den Prozeß vorbringen. Zu den Unterzeichnern zählt auch der spätere Justizminister und erste Generalsekretär der Vereinten Nationen, Trygve Lie.

In ihrem Schreiben vom 22. Oktober 1934, das an das Reichsjustizministerium gerichtet ist und im Gerichtssaal laut verlesen wird, findet sich unter anderem das Argument, kein zivilisiertes Land habe zuvor versucht, neuerlassene Gesetze rückwirkend anzuwenden. Außerdem protestieren die norwegischen Richter und Anwälte gegen die »unmenschlichen Mißhandlungen«, welche die wehrlosen Angeklagten während der Untersuchungshaft hätten erleiden müssen und fordern statt des angeblich geplanten Geheimprozesses eine Verhandlung in aller Öffentlichkeit. Besonderes Gewicht verlieh dieser Intervention die Tatsache, daß zwei Anwälte, Aake Ording und der spätere Osloer Bürgermeister Brynjulf Bull, für die anderen mitunterzeichneten. Damit wurde der Eindruck erweckt, sie hätten sich als Vertreter des norwegischen Juristenverbandes geäußert – ein Mißverständnis, das die deutschen Richter wahrscheinlich zu mildereren Strafen bewogen hat. Jedenfalls

kommen Max Köhler und die anderen Mitglieder der SAP-Inlandsleitung mit drei Jahren Gefängnis davon, Stefan Szende muß für zwei Jahre ins Zuchthaus; den Anklagepunkt, auf den die Todesstrafe stand, hatte der Staatsanwalt während der Verhandlung stillschweigend fallengelassen.

Haben die Richter mit diesem milden Urteil damals Mut bewiesen? Brandt vermutet, es seien Deutschnationale gewesen, die den Volksgerichtshof nicht einfach als Willkürinstanz betrachtet hätten.⁵⁶ Wenn sie den Angeklagten während der öffentlichen Verhandlung nicht das Wort entzogen, als sie von Torturen sprachen, denen sie ausgesetzt waren, und wenn der zuständige Gestapo-Beamte wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt demonstrativ im Gerichtssaal verhaftet wurde, dann läßt dies zwei Erklärungsmöglichkeiten zu: Entweder hatten sie Anweisung, die norwegische Eingabe durch die Art ihrer Prozeßführung zu widerlegen, oder aber es handelte sich – was für Brandts Annahme spräche – um Richter, die noch nicht völlig gleichgeschaltet waren.

Ein zweiter politischer Erfolg Brandts in seinen frühen norwegischen Jahren hat mit dem Versuch zu tun, Carl von Ossietzky durch die Nominierung zum Friedensnobelpreis vor den schlimmsten Mißhandlungen in nationalsozialistischen Konzentrationslagern zu schützen. Als Herausgeber der *Weltbühne* und überzeugter Pazifist hatte Ossietzky die geheime Aufrüstung und die Zusammenarbeit der Reichswehr mit der Roten Armee, beides Verstöße gegen die Verfassung und gegen internationale Verträge, in seinen Artikeln aufgedeckt. Wegen dieser Veröffentlichungen war er schon in der Weimarer Republik zu einer anderthalbjährigen Gefängnisstrafe verurteilt, aber Ende 1932 amnestiert worden. Sofort nach dem Reichstagsbrand ließen die Nationalsozialisten, denen er wegen seiner Artikel als besonders übler Vaterlandsverräter galt, ihren Rachegeleüsten freien Lauf. Sie verhafteten ihn, warfen ihn erst ins Konzentrationslager Sonnenburg, dann in das berüchtigte Moorlager Papenburg-Esterwegen und unterzogen ihn einer Sonderbehandlung, die klar darauf hinauslief, Ossietzky durch Arbeit beim Entwässern der Sümpfe zugrunde zu richten. Könnte dies nicht verhindert werden, wenn der von seinen Schergen hinter Stacheldraht gequälte und gepeinigte Ossietzky, der obendrein an Tuberkulose erkrankt ist, den Friedensnobelpreis erhält? Müßten die

